Militärgeschichte

Zeitschrift für historische Bildung

Heft 1/2023

Stalingrad 1942
Stadtkampf im Zweiten Weltkrieg

Zwischen Historie und Deutungskämpfen
Die Potsdamer Garnisonkirche

Ein deutscher Nationalmythos?
900 Jahre Friedrich I. Barbarossa

Mutter der Kompanie

Die Geschichte des Spießes

ZMS Bw
Zentrum für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr

DIE LUFTWAFFE IM »DRITTEN REICH«

VERBRECHEN ZWANGSARBEIT WIDERSTAND

THE LUFTWAFFE IN THE THIRD REICH

CRIMES, FORCED LABOUR, RESISTANCE

Sieben Interventionen von Studierenden des Touro College Berlin in der Dauerausstellung des Militärhistorischen Museums Flugplatz Berlin-Gatow.

Seven additions by students from Touro College Berlin in the permanent exhibition of the Military History Museum Flugplatz Berlin-Gatow.

MILITÄR HISTORISCHES MUSEUM
Flugplatz Berlin-Gatow

TOURO COLLEGE BERLIN

Bildcollage aus: Heinz Orlovius (Hg.)»Schwert am Himmel«. Fünf Jahre deutsche Luftwaffe, Berlin 1940, MHM Gatow
Julien Bryan, September 1939, United States Holocaust Memorial Museum, Julien Bryan Archive.

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

ZMSBw

vielleicht sitzen Sie gerade im Büro an Ihrem Schreibtisch, gemütlich bei sich zu Hause auf der Couch oder schlicht im Wartebereich eines Sanitätszentrums der Bundeswehr, während Sie in diesem Moment die aktuelle Ausgabe der **Militärgeschichte** in den Händen halten – mit hoher Wahrscheinlichkeit jedoch nicht in einem Luftschutzbunker oder einer Gefechtsstellung. Zum Glück! Denn in Deutschland herrscht kein Krieg. Doch in einem anderen Teil Europas wird gekämpft. Und dort stehen auch die westlichen Werte, unsere Werte, auf dem Spiel. Daher fühlt sich der Krieg in der Ukraine für viele wohl auch nicht an, als würde er 2000 Kilometer weit weg stattfinden. Im Gegenteil. Das ›Zeitenende‹ oder das ›Ende der Geschichte‹, wie der Politikwissenschaftler Francis Fukuyama in den 1990er Jahren das Ende des Kalten Krieges interpretierte, wurde vor knapp einem Jahr plötzlich zur ›Zeitenwende‹. Und das Gespenst des Kalten Krieges wandelt erneut über die Flure der Regierungsinstitutionen. Wie sehr sind auch wir nun bedroht?

Der Vorsitzende des estnischen Auswärtigen Ausschusses, Marko Mihkelson, betonte kürzlich auf einer Tagung der sächsischen Landeszentrale für politische Bildung, wie dankbar er den deutschen Bündnispartnern für ihre militärische Präsenz im Baltikum sei. Als Historikerin kamen mir sofort Gedanken wie: »Dankbar? Ohne Wenn und Aber? Keine Ängste, kein Wort zum Zweiten Weltkrieg und den begangenen Verbrechen?«

Und schon sind wir mittendrin – im Netz der unauflösbaren Zusammenhänge zwischen Gestern und Heute. Mihkelson unterstrich zugleich, es sei eine der vordringlichsten Aufgaben, sich nun mit Geschichte zu befassen, ohne deren dunkle Kapitel auszublenden. Um die tieferliegenden historischen Wurzeln von aktuellen Kriegen und Krisen zu begreifen. Um bessere Strategien für die Zukunft zu entwickeln.

Und das ist die große Stärke demokratischer Staaten: die kritische Auseinandersetzung mit der Vergangenheit. Das verweist zugleich auf die große Schwäche von Diktaturen und autokratischen Systemen. Der Historiker Timothy Snyder verwies zu Recht darauf, dass das russische Verbot, in Schulbüchern die Begriffe ›Ukraine‹ oder ›Kyiv‹ zu verwenden, letztlich die Selbstzerstörung der eigenen Kultur vorantreibe. Denn wie könnten Menschen die Vergangenheit oder sich selbst besser verstehen, wenn die Existenz der äußeren realen Welt, ja sogar des unmittelbaren geographischen Nachbarn bestritten wird?

Es ist daher unser und auch mein ganz persönliches Anliegen, Türen zu öffnen und Wege aufzuzeigen in die Vielfalt und kritische Pluralität von Geschichte und Militärgeschichte. Und das kann durchaus auch spannend und unterhaltsam sein, ohne dabei oberflächlich zu werden. Geschichte will erzählt werden. Und sich mit Geschichte in all ihren Dimensionen zu befassen, scheint heute gebotener denn je.

Cornelia Juliane Grosse
Chefredakteurin

Militärgeschichte | Zeitschrift für historische Bildung

Der Spieß: Die »Mutter der Kompanie« – eine Zeitreise.

Die Potsdamer Garnisonkirche: Symbol einer schwierigen Erinnerung.

Ein Bild, das Geschichte machte: Der Handschlag von Potsdam.

Kampf in Stalingrad: Sowjetische Infanteristen in Feuerstellung auf einem Dach.

Sagenumwobener Kaiser: Friedrich I. Barbarossa, umgeben von seinen Söhnen, Buchminiatur, um 1180, Landesbibliothek Fulda.

Am 4. Dezember 1804, zwei Tage nach der Kaiserkrönung Napoleons I., leistete die Armee ihren Eid. Die Regimenter erhielten zuvor vom Kaiser jeweils einen Adler (*aigle de drapeau*) als zusätzliches Feldzeichen zur Truppenfahne verliehen. Ölgemälde von Jacques Louis David, 1810.

Inhalt 1/2023

6 TRUPPENGESCHICHTE
Vom Feldweibel zum Spieß
Die Geschichte des Kompaniefeldwebels

12 IM BLICKPUNKT
Militärische Begriffe und Symbole

14 ZWEITER WELTKRIEG
»Die Männer waren durch das Chaos vor ihren Augen wie benommen«
Der Kampf in Stalingrad 1942

22 MILITÄRGESCHICHTE IM BILD
Der »Tag von Potsdam« 1933

24 REGIONALGESCHICHTE
Potsdamer Garnisonkirche
Zwischen Mythos und Realität

28 GESCHICHTE KOMPAKT
Deutsche Revolution | 1848
Hitlers Rede vor der Reichswehrführung | 1933
Chemiewaffenübereinkommen | 1993

30 MITTELALTER
Kaiser Friedrich I. Barbarossa
Vom mittelalterlichen Herrscher zum deutschen Nationalmythos

34 SERVICE
Bücher | Medien
Ausstellungen | Der besondere Tipp
Impressum

Vom Feldweibel zum Spieß

Die Geschichte des Kompaniefeldwebels

Als »Spieß« oder »Mutter der Kompanie« bezeichnet, kennen ihn alle Soldatinnen und Soldaten, vom Gefreiten bis zum General: Der Kompaniefeldwebel besitzt eine Sonderstellung in der Truppe, die auf eine über 600-jährige Geschichte zurückgeht.

Von Mirko Lange

Sie waren in Not: Kaiser Maximilian I. (1459–1519), auch genannt der letzte Ritter, und sein Nachfolger Karl V. (1500–1558). Geschlossene Schweizer Infanterieformationen, bewaffnet mit langen Spießen (Piken), hatten eindrucksvoll bewiesen, dass sie die stolzen Ritter bzw. Reiter besiegen konnten. Die Kaiser aber hatten keine Schweizer. Also verfielen sie auf die Idee, »deutsche« Landsknechte aus eigenen Landen, Bauernsöhne, Gesellen aller Gewerke und manch armen Rittersmann für Feldzüge anzuwerben. Diese waren in mehrere tausend Mann starke Gewalt- oder Gevierthaufen gegliedert, in denen sowohl im Biwak als auch in der Schlacht Ordnung herrschen musste. Unter anderem der Feldweibel (später Spieß) sollte dafür sorgen. Seine Aufgaben sind bei dem kaiserlich-habsburgischen Landsknechtsführer Georg von Frundsberg (1473–1528) fassbar. Er perfektionierte das Landsknechtswesen und galt als »Vater der Landsknechte«. Er schuf von Obristen (Obersten) geführte Regimenter mit bis zu 10 000 Mann, welche sich in mehrere 400 Mann starke »Fähnlein« (ähnlich heutigen Kompanien) gliederten, die jeweils einem Capitän (Hauptmann) unterstanden. Der Obrist ernannte neben zahlreichen Funktionsträgern (z.B. den Feldarzt) auch den Capitän und den Feldweibel eines einzelnen Fähnleins (in der Literatur auch als Feldweybel, Regimentsfeldwebelmajor, Oberster-Feldweibel oder Rotten Sergeants Weibel bezeichnet). Letzterer war vergleichbar mit der Funktion eines heutigen Kompaniefeldwebels.

Der Feldweibel sollte ein kriegserfahrener, betagter, ehrlicher und geübter Mann sein, der bereits in Vertrauensstellungen wie dem Gemeinweibel (vergleichbar einer Vertrauensperson) gedient hatte, in die er von den Landsknechten gewählt worden war. Zu seinen Pflichten gehörte es, die Landsknechte zum Kampf aufzustellen, die gevierte Ordnung (quadratische Aufstellungsformation) herzustellen, die Wachen zu besetzen und die vom Obristen ausgegebene Losung an die Wachsoldaten (Schildwächter) weiterzuleiten. Wenn der Feldweibel zudem als Exerzier- und Drillmeister eingesetzt war, musste er die Knechte lehren, einen »Igel« als Verteidigungsstellung zu formieren. Zudem nahm er bei Streitigkeiten (z.B. Ausbleiben der Soldzahlung) auf Anrufen der Landsknechte hin die Rolle des Vermittlers zwischen diesen und den höheren Offizieren ein. Bei der Wahl des Gemeinweibels aus den Reihen der Landsknechte hatte er die erste Abstimmung zu leiten. Der Gemeinweibel unterstützte den Feldweibel, z.B. bei der Besetzung der Wachen. Eine beson-

Herzog Anton Ulrich-Museum Braunschweig

Feldwebel. Kopie nach einem Holzstich von Hans Sebald Beham (1500–1550).

dere Rolle kam dem Feldweibel als Beisitzer im meist öffentlichen Malefizgericht (heutiges Militärgericht) zu, wo er vor der jeweiligen Gemeinschaft entweder für den Profos (Militärbeamter für die Strafverfolgung bzw. -vollstreckung) aussagte oder auf Verlangen dem Angeklagten als Verteidiger beistand. Dem Feldweibel wurde ein »Junge zur Bedienung« zugeteilt, der so alt sein musste, dass er im Notfall mit in die Reihen treten und die Waffe führen konnte. Für seine Dienste bekam der Feldweibel zwölf Gulden, das war der vierfache Sold der gemeinen Knechte. Im »Kriegsbuch« von Leonhardt Fronsperger von 1573 werden die Ämter des Feldweybels sowie auch der gemeinen Weybel erstmals beschrieben.

Das Landsknechtswesen war im 15. und 16. Jahrhundert durch seine straffe

militärische Organisation und Disziplin eine Erfolgsgeschichte. In ihrer Blütezeit errungen die Landsknechte zahlreiche Siege in Schlachten und Kriegen. Doch mit der zunehmenden Verwendung von Vorderlader-Schusswaffen, also leichten Kanonen, Pistolen und Musketen, Ende des 16. Jahrhunderts und der damit einhergehenden viel stärkeren Feuerkraft verlor das System der Landsknechte durch seine veraltete militärische Ausrüstung allmählich an Bedeutung. Die Zukunft gehörte ab der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zudem den stehenden Heeren, bestehend aus Berufssoldaten, die auch in Friedenszeiten unter

»Der Feldweibel hat fast die ganze Last der Compagnie auff sich und nichts bey der Compagnie geschehe, es sey so geringe, alß es wolle, daß er nicht nachricht davon habe.«

Friedrich I., König in Preußen (1657–1713)

Waffen standen. Außerdem war die Möglichkeit, das Kriegshandwerk »von der Pike« auf zu lernen, nicht mehr gegeben. Die Infanterie wurde nur noch mit Gewehren inklusive Bajonetten ausgerüstet. Allerdings musste nun verstärkt exerziert werden, denn zu dem Halten der geschlossenen Formation traten Ladetätigkeiten sowie das Salvenfeuer. Auch hier tat Ordnung Not.

Der preußische Feldweibel

König in Preußen Friedrich Wilhelm I. (1688–1740) stattete in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Infanterie-Unteroffiziere (Feldwebel und Vizefeldwebel) mit einer Stangenwaffe (Langgewehr mit 2–2½ m Länge und einer 25 cm langen flachen Spitze) aus, welche auch als Rangabzeichen diente. Diese Waffe wurde beispielsweise bei der Einhaltung des Marschschrittes (Auf- und Abwippen) oder bei der Einnahme der Gefechtsordnung zur Abstandsmessung der drei Gefechtsglieder eingesetzt. Bei erzieherischen Maßnahmen wurde diese neben dem dafür vorgesehenen Stock auch am Soldaten selbst eingesetzt. Diese Stangenwaffe bezeichneten die Soldaten bald als »der Spieß«, was sich inoffiziell auf den Träger der Waffe übertrug – die Geburtsstunde des »Spießes«.

Der Feldwebel (= Wachtmeister) leitete im Auftrag des Einheitsführers den Innendienst. Durch eine lange Friedenszeit hielt sich die Armee überwiegend in den Kasernen auf und war für die Öffentlichkeit stets und überall präsent. Daher hatte der Feldwebel eine hohe Mitverantwortung für das Erscheinungsbild und das Auftreten der Soldaten in der Öffentlichkeit. Dafür musste der Kompaniechef (der »Alte«) den richtigen Mann finden. Zur damaligen Zeit hatte er das Recht, aus der Mitte seiner Unteroffiziere den künftigen Feldwebel auszuwählen. Dieser musste u.a. über Durchsetzungsvermögen, Intelligenz, Gewandtheit in Wort und Schrift, kräftige Stimme und Statur verfügen. Er war schon von weitem, neben den goldenen Unteroffizierstressen am Kragen auf beiden Seiten, durch je einen großen Adlerkopf und durch die am Ärmel zusätzlich aufgenähte schmale Tresse oberhalb der breiten Tresse erkennbar. Dazu trug er das Portepee an seiner Seitenwaffe. Berüchtigt war auch das Notizbuch, im Soldatenjargon »Kommißbibel« oder »Backstein« genannt, das zwischen dem 1. und 4. Knopf seines Waffenrocks eingeschoben wurde. Bereits in der preußischen Armee war der Feldwebel Vorgesetzter aller Unteroffiziere (Führer des Unteroffizierskorps). Ihm oblagen zudem Teile des Schriftverkehrs der Einheit, wie etwa die Führung von Listen (z.B. Straf- und Exerzierverzeichnis). Darüber hinaus war er für die Einteilung der Dienste verantwortlich und überprüfte die Ausrüstung. Da er als diensterfahrener Unteroffizier mit allen Schikanen des Kasernenalltags vertraut war, Fürst Leopold I. von Anhalt-Dessau, der als General in der preußischen Armee diente, beschrieb 1737 die Aufgaben eines Feldweibels:

»Der Feldwebel muss nicht nur alle Gefreyten-Corporals, Mittel-Officiers und Serganten hier gesaget worden wohl verstehen, weil alles bey die Compagnie durch ihn commandiert wird, sondern alles was ihm anbefohlen wohl aufzuschreiben, wie auch ach't zu haben, dass der Companie durch ein Versehen vom Obristlieunant oder Adjudanten kein Unrecht im Commando geschehe. Deswegen muss er alles was befohlen wird wohl behalten, er hat sich wann er versichert ist, dass er Recht hat bey die beyden Herren deswegen mit Gebühr zu melden und es ohne die geringste Scheu zu sagen und es ihnen durch sein Buch sofort zu beweisen. Dieses aber muss nicht in Gegenwart aller geschehen, sondern wan die Feldwebels auseinander gehen und sie das Kurzgewehr verkehrt geschultert haben (weggetreten sind). Alle Commando, die von der Compagnie geschehen, hat er gut zu visitieren, ob jeder Soldat alles was er haben muss hat und ob sie auch alle geeignet sind dasjenige Commando zu verrichten, wozu Soldaten leben. Insonderheit dass die Neuen sich mit Fleiss anziehen sich reichlich halten und ihre Löhnung nicht auf einmal verzehren oder verspielen, wie auch dahin zu sehen, dass die Leute wan sie verlesen werden auch alle effectiv da sind und muss wohl acht haben dass nicht ein Camerad vor den anderen antworte: deswegen muss die Compagnie von ihm selber verlesen werden, die Comandierrolle muss er aus dem Kopf wissen, dass der Coporal nicht falsch commandiere. In dem Quartier hat er wohl zu sorgen, dass alle Soldaten wirklich kontrolliert werden und die Unter-Officiers hat er sich wohl zu examinieren, ob sie alle entlegene Quartiere mit berühret haben.«

brachte ihm das den Ruf als Schrecken aller »Drückeberger«, oder auch »Krummstiefel« genannt, ein. In dieser Zeit wurde der lieblich klingende Name »Mutter der Kompanie« geprägt.

Die Rolle des Kompaniefeldwebels im Zeitalter der Weltkriege

In den Wehrpflichtarmeen des deutschen Kaiserreiches (1871–1918) trug der Spieß die Bezeichnung »Etatmäßiger Feldwebel«. Sein Erkennungsmerkmal waren auch hier die zwei Unteroffizierstressen (»Kolbenringe«) am Ärmelaufschlag des Waffenrocks. Bei seinem Stellvertreter, dem Vizefeldwebel, war die obere Tresse etwas schmaler. Durch die nunmehr 40 Jahre andauernde Friedenszeit zwischen 1871 und 1914 sahen sich die Soldaten mit Beginn des Ersten Weltkrieges mit ganz neuen Herausforderungen konfrontiert. Die meisten von ihnen hatten bis dato keine Kriegserfahrung. Zur allgemeinen patriotischen Kriegsbegeisterung kam bei den jungen Soldaten auch die Freude hinzu, nun dem Kasernenalltag zu entkommen. Der Wegfall der Innendienstroutine führte allerdings zu neuen Herausforderungen für den Spieß.

Die Hauptaufgabe des Etatmäßigen Feldwebels in Kriegszeiten war das Führen von Listen (Verwundete, Vermisste, Gefallene). Diese und weitere Übersichten mussten am Morgen des Tages erstellt werden. Der Spieß war während dieser schwierigen Zeit eine wichtige Stütze im militärischen Gesamtsystem. Durch seinen ihm zugeschriebenen Ordnungssinn und seine jahrelange soldatische Erfahrung führte er die notwendige Systematik und Routine ein. Seine »feldmäßige Schreibstube« befand sich hinter der vordersten Frontlinie. So war für jeden Soldaten unmittelbar nach der Rückkehr von der Front klar, dass sofort wieder eine gewisse Art der Kasernenhofroutine erwartet wurde, die von Putz- und Reparaturarbeiten an der Ausrüstung bis hin zu Exerzieren und Drill reichte. Diese Organisation wurde als äußerst wichtig angesehen, damit die Truppe nicht »verlotterte«. In dieser Zeit musste der Spieß seine Stellung täglich neu beweisen, da er selbst meist nicht an der Front mitkämpfte, insbesondere beim Stellungskrieg an der Westfront. Dadurch gestaltete sich der Umgang mit den Frontsoldaten teilweise sehr schwierig, sodass es häufig zu Konflikten kam. An der Ostfront hingegen war der Feldwebel durch den Bewegungskrieg viel stärker in die Kämpfe eingebunden. Er besetzte bei Angriffen seiner Kompanie häufig die Position des »letzten Mannes«. Dadurch verhinderte er ein Desertieren oder scheuchte die Soldaten auf, wenn sie zu lange in der Deckung blieben.

akg-images/Interfoto/Hermann Historica

Helm M 91 eines preußischen Feldwebels.

Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges wurde die Reichswehr der Weimarer Republik zur Berufsarmee und auf 115 000 Mann begrenzt, davon 15 000 Marineangehörige. Viele Soldaten wurden entlassen. In der Reichswehr war der Spieß der

akg-images

»Die Mutter der Kompagnie«: Der Humorist Weiß Ferdl als Feldwebel beim Soldatenappell, Spielfilm von 1931.

akg-images/Sammlung Berliner Verlag/Archiv

Vorn bei der Truppe: Ein Spieß verteilt Zeitungen an seine Soldaten, NS-Propagandaaufnahme aus dem Krieg gegen Polen, September 1939.

»truppendiensttuende Oberfeldwebel« bzw. »Oberfeldwebel der Truppe«. Er trug als Kennzeichnung seiner Dienststellung an der Uniform die am 17. Juli 1922 neu eingeführten zwei silbernen Ärmelstreifen (»Kolbenringe«).

Ab 1938 bekam der Spieß in der Wehrmacht, seit 1935 eine Wehrpflichtarmee, die Dienststellung (nicht Dienstgrad) eines Hauptfeldwebels, die meist mit dem Dienstgrad eines Oberfeldwebels verbunden war. Der Hauptfeldwebel in der Wehrmacht hatte die in der Reichswehr eingeführten zwei silbernen Kolbenringe am Ärmelaufschlag des Waffenrockes sowie das berüchtigte Notizbuch, welches zwischen dem 1. und 3. Knopf des Waffenrockes eingeschoben wurde. Die Aufgaben des Hauptfeldwebels während des Zweiten Weltkrieges waren mit den bereits beschriebenen im Ersten Weltkrieg weitestgehend deckungsgleich.

Der Hauptfeldwebel in der Nationalen Volksarmee

Mit der Gründung der Nationalen Volksarmee (NVA) im Jahre 1956, ab 1962 eine Wehrpflichtarmee, wurde auch die Dienststellung »Hauptfeldwebel« der Wehrmacht übernommen. Gemäß der Bekleidungsvorschrift der NVA von 1961 trug der Hauptfeldwebel an beiden Unterärmeln der Uniformjacke und des Mantels einen 15 mm breiten Ärmelstreifen aus Alu-Gespinst. Bei der Volksmarine waren die Ärmelstreifen aus Gold-Gespinst. Der Hauptfeldwebel war für die Durchführung des Dienstes aller Unteroffiziere und Mannschaften einer Kompanie verantwortlich. Darüber hinaus hatte er für die Disziplin sowie für die ständige Einsatzbereitschaft der Ausrüstung zu sorgen. Der Hauptfeldwebel war dem Kompaniechef unmittelbar unterstellt und direkter Vorgesetzter der Unteroffiziere und Soldaten

BArch, Bild 183-B0510-0018-002/Erich Zöhlsdorf

Ein Hauptfeldwebel der NVA bei der Auskleidung eines Soldaten, 1963.

Eine geflochtene goldgelbe Schnur, getragen unter der rechten Schulterklappe: die »Spießkordel«. Sie kennzeichnet in der Bundeswehr den Kompaniefeldwebel und die Inhaber vergleichbarer Dienstposten.

der Kompanie. Waren alle Offiziere der Kompanie abwesend, so übernahm der Hauptfeldwebel die Dienstpflichten des Kompaniechefs. Unter den Wehrpflichtigen war er besonders gefürchtet, da er über den Ausgang und den Urlaub der Soldaten während des 18-monatigen (später 12-monatigen) Wehrdienstes entschied. Mit der Auflösung der NVA am 2. Oktober 1990 wurde auch die Dienststellung »Hauptfeldwebel« endgültig abgeschafft.

Der Kompaniefeldwebel in der Bundeswehr

Mit der Gründung der Bundeswehr im Jahre 1955 gab es die Funktion des Kompaniefeldwebels noch nicht. Diese Dienststellung und der damit eingeführte Dienstposten wurde erst Anfang der 1960er Jahre geschaffen. In speziellen Einheiten führt er zudem bis heute andere Bezeichnungen, wie etwa Inspektions-, Batterie- und Staffelfeldwebel oder (Schiffs-)Wachtmeister auf den Schiffen und Booten der Marine. Die Kompaniefeldwebel tragen eine goldgelbe Schulterschnur (Spießkordel) an der rechten Seite der Uniform und am Dienstanzug das Tätigkeitsabzeichen »Kompaniefeldwebel«. Zusätzlich erhält der Dienstposteninhaber eine Stellenzulage (»Spießzulage«). Der Kompaniefeldwebel untersteht dem Einheitsführer. Er selbst ist Vorgesetzter mit besonderem Aufgabenbereich gegenüber allen Unteroffizieren sowie Mannschaften der Einheit. Zum einen ist er wie in den letzten Jahrhunderten vor allem für den Innendienst der Einheit verantwortlich. Zum anderen steht er an der Spitze des Unteroffizierskorps seiner Einheit und ist für die Führung, Erziehung, Ausbildung sowie die Förderung der Kameradschaft und des Zusammenhaltes verantwortlich. Zukünftige Spieße müssen seit 1963 vor dieser Verwendung am Kompaniefeldwebellehrgang teilnehmen. Mit der stetigen Weiterentwicklung der Bundeswehr als Einsatzarmee, in der Landes- und Bündnisverteidigung und infolge der Digitalisierung ändert sich auch das Aufgabenspektrum der Spieße. Nach Jahrzehnten des Friedens wurden Spieße durch die Bundeswehreinsätze erneut mit Tod und Verwundung konfrontiert. Daher kommt dem Spieß auch in diesem Bereich wieder eine besondere Rolle bei der psychischen und physischen Betreuung der Kameradinnen und Kameraden zu.

Der Kompaniefeldwebel hatte seit jeher eine herausgehobene Rolle im militärischen Gesamtsystem inne. Er erwies sich für das innere Gefüge der Streitkräfte als unverzichtbar und wird aufgrund seiner Funktion von vielen Soldaten als Rückhalt für die Truppe angesehen. Auch wenn die Streitkräfte einem stetigen Wandel unterlagen, so hat die Funktion des Spießes auf diese Weise bereits eine jahrhundertelange Geschichte überdauert, und voraussichtlich wird sie es auch in Zukunft tun.

Hauptfeldwebel Mirko Lange
ist Kompaniefeldwebel am Institut für Mikrobiologie der Bundeswehr.

Literaturtipps

Matthias Rogg, Kompass Militärgeschichte. Ein historischer Überblick für Einsteiger, 3., durchges. Aufl., Potsdam 2017, Nachdr. 2022.
Werner Lahne, Unteroffiziere. Werden, Wesen und Wirken eines Berufsstandes, München 1965.

Militärische Begriffe und Symbole

Von Chris Helmecke

Bundeswehr/Sebastian Wilke

Die **Fahne** bezeichnet ein Tuch, das an einem Stock meist mit verzierter Spitze befestigt ist und schon in der römischen Armee als Feldzeichen diente. Im Kampf wurde die Fahne als Erkennungs- und Richtungszeichen, aber auch als Sammelpunkt eines Heeres genutzt. Vom zweckbestimmten Gebrauch erhielt sie immer mehr eine symbolische Bedeutung. Die Ehre einer Truppe war mit dem Schicksal der Fahne verbunden. Fahnen waren Unikate und konnten bei Verschleiß nicht einfach ausgetauscht werden, sondern wurden in einer Zeremonie neu verliehen. Dieses Brauchtum setzt sich bis heute in der Bundeswehr in Form der Truppenfahne fort.

Die **Flagge** lehnt sich in ihrem Wortursprung vermutlich an das altnordische Wort *flogra* (flattern) an und bezeichnet ebenfalls ein Tuch, das mit einer Leine an einem Mast gehisst wird. Sie kennzeichnet die Zugehörigkeit zu einer Nation oder einer bestimmten Gruppe. Aus den Schiffsflaggen des Mittelalters entwickelten sich die Nationalflaggen. Im Unterschied zu einer Fahne ist eine Flagge ersetzbar und wird in höherer Stückzahl hergestellt.

akg-images

Die **Kokarde** war eine ursprünglich aus Frankreich stammende, am Hut befestigte Bandschleife (*cocarde*), welche die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe symbolisierte. Während der Französischen Revolution fand sie eine starke Verbreitung unter den Revolutionären. Seit den Koalitionskriegen (1792–1815) führten viele deutsche Armeen die Kokarde in ihren Landesfarben als militärisches Erkennungszeichen. Fortan war sie Teil der Uniform und findet sich noch heute auf verschiedenen Kopfbedeckungen der Bundeswehr.

»Der Alte«, so bezeichnen Soldaten oftmals ihren Einheitsführer. Mit dem Lebensalter des Vorgesetzten hat dies aber nichts zu tun. Friedrich II. wurde schon in jungen Jahren von seinen Soldaten »Alter Fritz« genannt. »Alt« ist auch eine Bezeichnung der Würde. In einigen Gemeinden gibt es heute noch Älteste in verschiedenen Bereichen.

08/15 ist eine oftmals abschätzige Ausdrucksweise für etwas Gewöhnliches. Ihren Ursprung hat sie im deutschen Maschinengewehr 08/15, das 1908 eingeführt und 1915 weiterentwickelt worden war und im Ersten Weltkrieg in großer Stückzahl gebaut wurde. Zur Herkunft der Redensart gibt es verschiedene Erklärungen: Durch die Massenproduktion nahm die Qualität der Waffe ab, 08/15 wurde zum Inbegriff der Durchschnittlichkeit. Eine weitere Sichtweise führt den Ausdruck auf die tägliche und eintönige Übung der Soldaten mit dem Maschinengewehr zurück, weshalb 08/15 auch für eine überdrüssige Routine steht. Dieses Bild findet sich auch in der gleichnamigen Roman-Trilogie von Hans Hellmut Kirst wieder. Nicht unumstritten ist hingegen die Erklärung, das Maß eines Kegelstiftes der Waffe sei 1918 zur ersten staatlichen Industrienorm DIN 1 erklärt worden und das Standard-Maschinengewehr 08/15 bildete damit den Beginn eines Vereinheitlichungsprozesses.

akg-images/Interfoto

Schema F ist die Bezeichnung für einen Vorgang, der routinemäßig nach immer demselben Schema abläuft. Dieser Ausdruck geht u.a. zurück auf einen Stärkenachweis, den sogenannten (Front-)Rapport, der bei der Besichtigung der Truppe dem Vorgesetzten vorgelegt werden musste. Der 1861 im preußischen Heer eingeführte Vordruck war mit einem »F« gekennzeichnet. Daneben gibt es aber noch eine ältere Schießinstruktion von 1855, wonach die Munitionsberechnung nach Schema F erfolgte. Auch hierbei ging es um standardisierte Vorgaben.

akg-images/Interfoto

Das **Portepee**, ein schon im 16. Jahrhundert nachgewiesener französischer Begriff, bezeichnete ursprünglich einen Riemen an einer Seiten- bzw. Blankwaffe, der verhindern sollte, dass diese beim Kampf aus der Hand geschlagen werden konnte. Zudem musste zum Einsatz der Feuerwaffe die Klingenwaffe nicht mehr vorher in die Scheide gesteckt werden. Am Riemen befand sich zusätzlich eine Quaste, ein anfangs fransiges Fadenbündel, später in fester Nussform aus Metallgespinst. Über die Zeit wurde das Portepee immer mehr zur Zierde. Im Preußen des 18. Jahrhunderts diente es als Standesabzeichen der Offiziere, die damit auch außerhalb des Dienstes Anrecht auf die ihnen zustehenden Ehrenbezeigungen hatten. Feldwebel durften es ab 1789 tragen. In der Bundeswehr erinnert heute noch die Dienstgradgruppe der »Unteroffiziere mit Portepee« sowie das Metallgespinst in Form der Kragen- und Schulterklappenpaspelierung daran.

»Die Männer waren durch das Chaos vor ihren Augen wie benommen«

Der Kampf in Stalingrad 1942

Vor 80 Jahren griffen deutsche Truppen Stalingrad an. Dabei kam es zu langandauernden, intensiven Häuserkämpfen in der Stadt. Unter welchen Umständen und wie kämpften die Soldaten in dieser Schlacht?

Von Adrian Wettstein

BArch, Bild 101I-218-0529-07

Artillerieeinsatz: Eine 10,5-cm-leichte-Feldhaubitze 18 im Direktbeschuss während der Kämpfe um das Getreidesilo in Stalingrad-Süd.

Deutsche Infanterie marschiert durch die Ruinen einer Stalingrader Vorstadt zur Front.

Dass die Eroberung einer verteidigten Stadt ein riskantes, verlustreiches Unterfangen ist, gehört zu den Allgemeinplätzen in der militärhistorischen Literatur. Was aber sind die konkreten Problemlagen? Die typische dichte Mischbebauung fragmentiert urbanes Gelände und macht es unübersichtlich, was dazu führt, dass größere Aktionen rasch in eine Vielzahl kleiner, unzusammenhängender und für die Führung kaum zu kontrollierender Gefechte zerfallen. Dem Verteidiger bietet die Stadt viele Tarn- und Deckungsmöglichkeiten, was besonders die sowjetischen Soldaten in Stalingrad geschickt auszunutzen wussten. Häuserkämpfe sind wegen den kurzen Sicht- und Schussdistanzen Nahkämpfe. Dies, wie auch die Möglichkeit permanenter Überraschung, führt zu einer hohen psychischen Belastung. Verdeutlicht wird dies im Gefechtsbericht des Pionier-Bataillons 179 über seinen Angriff im Metallurgischen Werk »Roter Oktober« am 11. November 1942: »Die Stoßgruppe erreichte im Schutze des noch nicht begonnenen Tages über Trichter und Geröll hinweg die rechte Stirnecke von Halle 4 [...] Stärkstes MG-Feuer aus dem 1. Eingang rechts hemmt die Spitzengruppe unter Feldwebel Fetzer im weiteren Vorkommen. Feldwebel Fetzer setzte dieses MG mit einer geballten Ladung außer Gefecht, ließ einen Teil seiner Gruppe eindringen und arbeitete sich mit der Masse bis zum 2. Seitentor vor [...] Von gegnerischen Scharfschützen aus Luken, Öffnungen und versteckten Schlupfwinkeln beschossen, drang die Spitze seitwärts in die Halle ein. Das unentwirrbare Durcheinander von Eisenteilen, Mauerresten, zerstörten Maschinen, verbogenen Trägern und Geröll verlangte äußerste Konzentration und verzögerte das Vorwärtskommen entscheidend. Die Männer waren durch das Chaos vor ihren Augen wie benommen. Kein sicherer Schritt war möglich, da in dem Durcheinander von Eisenteilen der Fuß keinen Halt gewann. Die Aufmerksamkeit wurde dadurch zwangsläufig vom Gegner abgehalten. Zusammengefasstes feindliches Abwehrfeuer setzte sofort nach dem Eindringen aus allen Richtungen ein«.

Das kleinräumige Gelände, das sich infolge von Beschuss, Bombardierung und daraus resultierenden Bränden laufend verändert, erschwert die Kommunikation und damit auch die Führung. Der Einsatz der Artillerie und der Luftwaffe ist aufgrund der engen Verzahnung der Kontrahenten anspruchsvoll und riskant. Weil sich die Mobilität des Angreifers leicht einschränken lässt, wirken sich örtliche Erfolge oft wenig aus. Erschwerend kam in Stalingrad hinzu, dass sich allen Evakuierungs- und Deportationsversuchen zum Trotz eine erhebliche Anzahl Zivilisten in der Stadt befand, die die militärischen Kommandobehörden beider Seiten vor vielerlei Probleme stellten. Dazu gehörten Fragen der Versorgung und Hygiene ebenso wie die Sorge, dass die Anwesenheit von Zivilisten sich negativ auf die Kampfmoral auswirken könnte, ganz zu schweigen von Ängsten vor nachrichtendienstlicher Tätigkeit oder bewaffneten Aktionen.

Einige geographische Besonderheiten beeinflussten den Kampf in Stalingrad zusätzlich. Aufgrund der bis zu zwei Kilometer breiten Wolga hatte sich die Stadt ausschließlich auf dem Westufer entwickelt und bildete dort einen 40 Kilometer langen, aber nur schmalen Siedlungsgürtel. Die Wolga machte eine

Gefechtsstärken der Infanterie der 71. Infanterie-Division am 19. September 1942

		Infanterie-Regiment 191	Infanterie-Regiment 194	Infanterie-Regiment 211
I. Bat	1. Kp	25	12	24
	2. Kp	17	22	aufgelöst
	3. Kp	20	14	aufgelöst
	4. (MG) Kp	32	23	28
	Stab	7	20	aufgelöst
II. Bat	5. Kp	10	7	27
	6. Kp	13	13	22
	7. Kp	12	10	aufgelöst
	8. (MG) Kp	40	23	43
	Stab	17	6	31
III. Bat	9. Kp	7	8	aufgelöst
	10. Kp	13	9	44
	11. Kp	19	13	aufgelöst
	12. (MG) Kp	35	27	38
	Stab	7	20	17
13. (IG) Kp		53	50	61
14. (Pak) Kp		50	40	57
Regimentsstab		72	96	80
Summe (im Original nicht enthalten)		**449**	**413**	**472**

Quelle: BArch, RH 20-6/213.

©ZMSBw 09324-02

vollständige Einschließung der Stadt fast unmöglich, erschwerte aber auch die sowjetische Versorgung. Weiter bildete das steil abfallende Westufer des Flusses einen kaum zu nehmenden Abhang, da deutsche Truppen dort für die sowjetischen Geschütze am Ostufer wie auf dem Präsentierteller standen. Schließlich fragmentierten mehrere tief eingeschnittene Schluchten die Stadt entlang der Nord-Süd-Achse.

Kräfteverhältnis

Der deutsche Angriff auf Stalingrad litt von Anfang an unter den operativen Fehlentschlüssen der deutschen Führung im Sommer 1942. Diese verschafften einerseits der Roten Armee Zeit, Verteidigungsanlagen um und in Stalingrad anzulegen, andererseits steigerten sie das bereits bestehende Missverhältnis von Raum, Kraft und Zeit auf deutscher Seite. Insbesondere Hitlers Weisung Nr. 45, die am 23. Juli 1942 die Ende Juni begonnene Offensive »Fall Blau« (siehe hierzu Heft 2/2022, S. 6–13) in zwei gleichzeitige, räumlich aber divergierende Angriffe auf Stalingrad und in den Kaukasus aufspaltete, um die weit gesteckten Ziele noch vor Wintereinbruch zu erreichen, überspannte die eigenen Kräfte. Die daraus resultierende Zersplitterung führte zu folgenden Problemen: Wertvolle schnelle Verbände wurden in Abwehrkämpfen aufgerieben, weil Infanterie zur Ablösung fehlte, Schwerpunkte konnten meist nur mühsam und unter riskanter Ausdünnung der Abwehrfronten geschaffen werden, und die zu geringen Kräfte standen in pausenlosem Einsatz. Die in Stalingrad kämpfenden Divisionen hatten Marschleistungen von 750 Kilometer und mehr seit Offensivbeginn erbracht, weshalb viele Soldaten bereits bei Schlachtbeginn erschöpft waren. Die an sich schon zu geringen Kräfte waren durch hohe Verluste geschwächt und verfügten schon Ende August oft nur noch über 50 bis 60 Prozent ihrer Soll-Gefechtsstärken. Wie hoch die Intensität der Vorfeldkämpfe war, zeigt das Beispiel der 3. Infanterie-Division (motorisiert): Sie erlitt zwischen dem 23. August und 9. September Verluste in Höhe von 520 Toten und über 1500 Verwundeten, ungefähr ein Sechstel ihres Bestandes. Von 27 Schützen-Kompanien der in Stalingrad kämpfenden 71. Infanterie-Division zählten am 19. September nur noch sechs mehr als 20 Mann Gefechtsstärke. Dementsprechend erreichten die Bataillone kaum noch Kompaniestärke.

Die zumeist aus sowjetischen Memoiren stammenden Zahlen postulieren dennoch eine deutsche zahlenmäßige Überlegenheit zu Beginn des Angriffs auf die Stadt. Für die deutsche Seite werden dabei 80 000 Mann angenommen, für die sowjetische 54 000. Die Verpflegungsstärke der acht eingesetzten deutschen Divisionen inklusive unterstellter Heereseinheiten dürfte tatsächlich bei etwa 80 000 Mann gelegen haben. Die sowjetische Zahl hingegen umfasst nur die 62. Armee. Dadurch fehlen aber in der sowjetischen Stärkeangabe die in den Bodenkämpfen eingesetzten Fliegerabwehreinheiten des Luftverteidigungsbezirkes Stalingrad oder die Arbeitermilizen und Volkswehrabteilungen, die für Stalingrad auf eine Stärke von mehreren zehntausend Mann geschätzt werden. Gleiches gilt für die auf dem Ostufer der Wolga stationierte Unterstützungsartillerie, die durch die Südostfront geführt wurde. Nimmt man all diese Faktoren zusammen, liegt der Schluss nahe, dass die sowjetische Seite bereits von Beginn der Schlacht über mehr Kräfte verfügte als die deutsche, sicher aber nach den ersten Tagen. Denn in einer wahren Herkulesleistung setzten die sowjetischen Fährschiffe zwischen dem 13. September und 3. Oktober 1942 sieben Divisionen und vier Brigaden über den Fluss, zusammen mit kleineren Verstärkungseinheiten rund 70 000 Soldaten. Auf deutscher Seite traf im selben Zeitraum nur die bereits angeschlagene 100. Jäger-Division als Verstärkung ein, während zwei Divisionen aus dem Angriff abgezogen wurden. Dies bedeutete, dass der deutsche Angriff früh gegen einen zahlenmäßig überlegenen Verteidiger vorgetragen werden musste.

Die deutsche Versorgungslage

Erschwerend kam die schlechte deutsche Versorgungslage hinzu. Diese war weniger eine Folge von Produktions- als vielmehr von Transportproblemen. Nach Stalingrad führten nur zwei eingleisige, nicht vollständig auf deutsche Spurweite umgenagelte Linien, über die sowohl die 6. Armee, die 4. Panzerarmee als auch verbündete rumänische Kräfte versorgt werden mussten. Trotz Bevorzugung erhielt die 6. Armee während des Oktobers im Durchschnitt täglich nur viereinhalb Eisenbahnzüge

statt wie vorgesehen acht bis zehn. Die Ergänzungen durch Fahrzeugkolonnen, die bis zu 300 Kilometer weit ins Hinterland fuhren, und Luftversorgung waren nur ein Tropfen auf den heißen Stein, verbrauchten aber viel Treibstoff. Darüber hinaus konnte in der Steppe ostwärts des Dons kaum etwas aus dem Land gewonnen werden, wodurch zusätzlich Verpflegung, Pferdefutter, Holz für Stellungsbau oder als Brennmaterial und teilweise sogar Frischwasser herangeführt werden musste.

In der Folge traten in allen Bereichen Engpässe auf, wie die Meldung des OKH-Verbindungsoffiziers bei der 6. Armee vom 20. September zeigt: »Das für den Kampf im Stadtgebiet besonders geeignete schwere Werfer-Regiment 2 […] kann seit Tagen beim LI. Armeekorps nicht zum Einsatz kommen. Zuführung geringer Munitionsmengen erst in 6–12 Tagen zu erwarten […] Leichte Feldhaubitzen- und besonders schwere Feldhaubitzen-Munition ist bei dem sehr hohen Verbrauch im Stadtgebiet und an der Nordfront laufend knapp.« Um Abhilfe zu schaffen, wurde Munition priorisiert transportiert, was aber bestehende Mangellagen in anderen Bereichen verschärfte, etwa bei der Verpflegung. Dort fehlten vor allem Fett, Zucker, Frischgemüse und Obst. Der Divisionsarzt der 376. Infanterie-Division berichtete, dass die unzureichende und unausgewogene Kost sich »nicht nur in einem hohen Krankenbestand der Division [äußere], sondern auch in der Art, dass verhältnismässig geringe Verwundungen zu schweren Allgemeinerscheinungen der Betroffenen führen.«

Noch schlimmer sah die Lage bei den Pferden aus. Verendeten bei der 6. Armee im September schon 3400 an Entkräftung und Krankheiten infolge Futtermangels, schnellte diese Zahl im Oktober auf 6400 hoch. Angesichts des eigenen Hungers musste dieses Pferdemassensterben den deutschen Soldaten als böses Omen erscheinen.

Da die deutsche Versorgung schon den laufenden Verbrauch nicht decken konnte, war weder an den Ausbau der Versorgungslinien noch an die notwendige Bevorratung für den Winter zu denken. Mit verheerenden Folgen für den weiteren Kampf der 6. Armee verzögerte sich auch die Zuführung der Winterausrüstung. Angesichts dieser Lage sprachen sich die zuständigen Stabsoffiziere bereits Ende September für eine Zurücknahme der deutschen und verbündeten Truppen auf den Don aus. Zu diesem Zeitpunkt war Stalingrad aber für Hitler bereits zu einem symbolhaften Kampf geworden, der bis zum Ende zu führen war.

Kampf um Stalingrad

Der deutsche Angriff auf Stalingrad lässt sich grob in drei Phasen gliedern. In der ersten Phase zwischen 23. August und 14. September 1942 kappten die 6. Armee und die 4. Panzerarmee die Landverbindungen nach Stalingrad und schufen sich die Basis für den Angriff in die Stadt hinein. Mangels ausreichender Kräfte gelang ihnen ein Abschneiden sowjetischer Truppen westwärts der Stadt nicht. In der zweiten Phase begann ab dem 13. September der Angriff in die Stadt hinein, wobei die eigene Truppenstärke dies vorerst nur in der Süd- und Mittelstadt zuließ. Nach zwei Wochen harter und wechselhafter Kämpfe waren beide Stadtteile bis auf wenige sowjetische Widerstandsinseln in deutscher Hand. Ab dem 27. September griffen das LI. Armeekorps und Teile

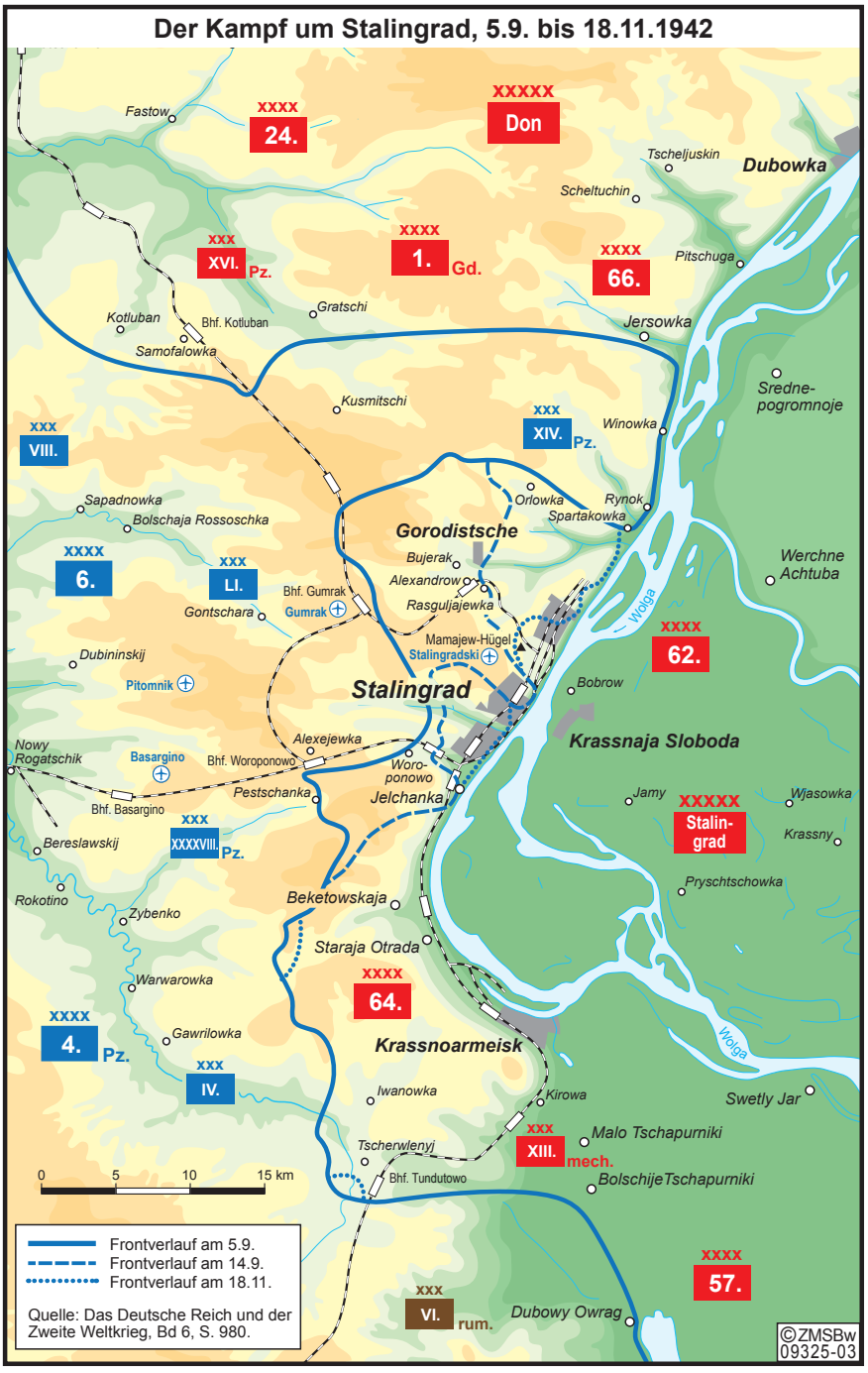
BArch, RH 20-6 Bild-00216-02

Rauchwolken: Der Blick von einer Vorstadt auf das brennende Stalingrad.

des XIV. Panzerkops das westliche Vorfeld der Industrieviertel an und drangen in die Arbeitersiedlungen ein. Noch einmal konnten sie die eigenen Stärken – bewegliche Führung, Überraschung und höhere Mobilität – ausspielen. Vielfach scheiterte jedoch eine Ausnutzung der Erfolge an der hartnäckigen sowjetischen Verteidigung und den zu schwachen eigenen Infanteriekräften.

Wegen der hohen Verluste und der schlechten Versorgungslage musste das LI. Armeekorps Anfang Oktober eine Operationspause einlegen. In der damit beginnenden dritten Phase erfolgten die Angriffe nicht mehr laufend, sondern erst nach mehrtägigen Unterbrechungen, welche von der sowjetischen 62. Armee zum Ausbau ihrer Stellungen und Heranführen frischer Truppen genutzt wurden.

Zwar eroberte das LI. Armeekorps die Arbeitersiedlungen, das Traktorenwerk sowie große Teile der Geschützfabrik und des Metallurgischen Werkes »Roter Oktober«, benötigte dafür aber den ganzen Oktober. Ein letzter Großangriff mit zusammengekratzten Kräften scheiterte in den Tagen nach dem 11. November. Danach fanden nur noch einzelne Stoßtruppunternehmen statt, teilweise auch nach der Einschließung der 6. Armee. Da aber die Masse der Divisionen aus dem Stadtgebiet abgezogen wurden, beschränkten die verbliebenen Einheiten sich im Wesentlichen auf das Halten der erreichten Positionen. Bis weit in den Januar 1943 hinein konnte die Rote Armee in der Stadt nur wenig Terrain zurückgewinnen. Erst im Zuge der sowjetischen Großoffensive zur Aufspaltung des deutschen Kessels kamen Ende Januar sowjetische Truppen aus Westen an die Stadt heran. Zu diesem Zeitpunkt waren die Reste der 6. Armee nicht mehr zu ernsthaftem Widerstand fähig.



Deutsche Erfahrungen und Taktiken im Stadtkampf

Stalingrad war nicht der erste Stadtkampf für die Wehrmacht. Seit dem Deutsch-Französischen Krieg war das Thema »Ortskampf«, wie der Kampf im überbauten Gelände genannt wurde, im militärischen Diskurs präsent, und mit dem »Exerzier-Reglement für die Infanterie« von 1906 wurden taktische Grundsätze in den Vorschriften verankert. Der Erfahrungshorizont umfasste bis 1942 die Ortskämpfe des Ersten Weltkrieges, die Einsätze der Reichswehr im Innern, die vielfach in Städten stattfanden, sowie schließlich die Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges, die vor allem in der Sowjetunion explosionsartig zugenommen hatten. Gerade Letztere führten zu vermehrten Ausbildungsbemühungen sowohl im Ersatzheer als auch hinter der Front. Dabei wurden sowohl der Häuserkampf als auch die taktischen Bausteine Stoßtrupp, Nahkampf und Waffenverbund vermehrt geübt.

Die Grundidee der deutschen Taktik im Stadtkampf beschreibt ein Merkblatt der 305. Infanterie-Division: »Die schweren Waffen sichern durch ihr Feuer das Erreichen des Angriffszieles durch die Stosstrupps; die Stosstrupps ermöglichen in den erkämpften Zielräumen das Vorführen der schweren Waffen und ihren Aufbau zum Feuerschutz für Weiterstoss der Infanterie- (Pionier-) Stosstrupps.« Das beweist auch, dass die Deutschen nicht erst auf sowjetisches Vorbild hin den Angriff mit Stoßtrupps praktizierten, wie dies in der sowjetischen Memoirenliteratur behauptet wurde. Angesichts der allgemeinen deutschen Infanterietaktikentwicklung seit dem Ende des Ersten Weltkrieges wäre dies auch überraschend. Hinsichtlich der Ausstattung der Stoßtrupps hält ein Bericht der 24. Panzer-Division fest: »Nur ein leichtes MG, aber viele Schützen. Einteilung von Scharfschützen. Ausstattung mit MP, Handgranaten, geballten und Haftladungen, Spreng- und Nebelmitteln erforderlich.«

Für den Feuerschutz wurden neben den schweren Infanteriewaffen leichte Feldhaubitzen und 8,8-cm-Flakgeschütze im Direktbeschuss eingesetzt. Mit 2-cm-Flakgeschützen wurden gegnerische Positionen oder Einzelschützen in den Dachstrukturen der Fabrikhallen niedergehalten, während Punktziele bevorzugt mit der leichtbeweglichen 3,7-cm-Pak bekämpft wurden. Wo vorhanden, unterstützten auch Panzer, Halbkettenfahrzeuge und Sturmgeschütze das Vorgehen der Infanterie, wobei die Unkenntnis der Infanterieführer über Stärken und Schwächen der Fahrzeuge zu vermeidbaren Verlusten führte. Besser funktionierte die Zusammenarbeit mit den dafür ausgebildeten Panzergrenadieren. Weil die Feuerkraft der Gefechtsfahrzeuge nicht ausreichte, wurden für den Kampf in Stalingrad erstmals schwere Infanteriegeschütze auf Panzer-III-Fahrgestelle (StuIG 33) montiert. Hitler wünschte aber Fahrzeuge mit noch stärkeren Waffen. Die Entwicklung mündete 1944 im »Sturmtiger«.

Vom Kräfteansatz her sollte pro Straße eine verstärkte Kompanie vorgehen, was mit einer Reservekompanie pro Bataillon zwei Straßen ergab. Mit den vorhandenen Kräften war ein Angriff auf Stalingrad auf ganzer Breite ausgeschlossen, was der sowjetischen Verteidigung von vorneherein einen wichtigen Vorteil verschaffte. Aber selbst in den begrenzten Angriffsstreifen konnte wegen der geringen Gefechtsstärken weder die angestrebte Tiefengliederung noch die systematische »Säuberung« und Absicherung des eroberten Raumes erreicht werden. Letzteren – dabei das unübersichtliche Gelände, die Nacht oder das Kanalisationssystem nutzend – infiltrierten die sowjetischen Soldaten wieder und zwangen die deutschen Truppen zur erneuten Durchkämmung. Hierdurch verlangsamte sich das deutsche Angriffstempo erheblich. Dass in als besetzt oder gesichert angesehenen Stadtteilen Kämpfe wieder aufflammten, war allerdings keine Besonderheit der Schlacht in Stalingrad, sondern lässt sich auch in anderen Stadtkämpfen beobachten. Ebenfalls gedrosselt wurde das deutsche Angriffstempo durch die vielen sowjetischen Gegenangriffe, die allerdings mit hohen sowjetischen Verlusten einhergingen.

Aber gerade die Verbissenheit, mit der beide Seiten immer wieder angegriffen haben, deutete angesichts der Widrigkeiten auf eine erstaunlich hohe Kampfmotivation hin. Diese speiste sich aus dem Gruppenzusammenhalt und ideologischen Quellen. Während auf deutscher Seite die Hoffnung mitschwang, jeder Angriff sei der letzte, spielten auf

SZ-Photo

Stadtkampf: Deutsche Soldaten kämpfen in einem unübersichtlichen Fabrikgelände im Norden von Stalingrad. Dabei unterstützt sie ein Sturmgeschütz III F.

sowjetischer Seite Terror sowie die fehlende Möglichkeit zum Ausweichen oder Desertieren eine wichtige Rolle. Mit der Wolga im Rücken blieb den sowjetischen Soldaten nichts Anderes übrig, als zu »versuchen, mit Anstand zu sterben«, wie es Sönke Neitzel für die Soldaten der 6. Armee in der vergleichbaren Situation nach der Einkesselung formuliert hat. Ebenfalls war auf beiden Seiten das Abstumpfen der Soldaten infolge der psychischen Belastung zu beobachten. Als Oberst Richard Wolf, Kommandeur des Infanterie-Regiments 208 (79. Infanterie-Division) vor seinem ersten Einsatz mit dem Kommandeur des seit einem Monat in Stalingrad kämpfenden Jäger-Regiments 54 Verbindung aufnahm, um den bevorstehenden Angriff zu besprechen, sagte dieser: »Sie dürfen von meinen Truppen nicht mehr viel erwarten. Wir sind in den langen Kämpfen restlos erschöpft und ausgeblutet. Der Angriffsgeist ist erloschen. Warten Sie nur, wenn Ihre Truppe 14 Tage hier gekämpft hat, geht es ihr nicht anders.« Wolf fügte in seinen Erinnerungen lakonisch hinzu: »Er behielt im großen und ganzen Recht.«

Der Einsatz der deutschen Artillerie und Luftwaffe richtete sich im Verlauf der Schlacht vermehrt gegen die gegnerische Führungsinfrastruktur, gegen sich bewegende sowjetische Reserven und die schweren Waffen auf dem Ostufer. Dies erwies sich nicht nur als weniger riskant, sondern auch als effizienter gegenüber dem Beschuss der sowjetischen Stellungen, welche die Verteidiger mit einer »Zerschellerschicht« aus Schutt deckten, die selbst schwerste Geschosse und Bomben weitgehend ineffektiv machte. Auch andere improvisierte Maßnahmen wie das senkrechte Einklemmen von Drahtmatratzen zur Sperrung von Hauseingängen und Fensteröffnungen erwiesen sich als effizient, da nach Außen beobachtet und geschossen werden konnte, die deutschen Angreifer aber keine Handgranaten hineinwerfen und nur schwer eindringen konnten.

> »Jedes Haus ist festungsartig ausgebaut und muss in hartem Nahkampf genommen werden. Der Russe verteidigt sich bis zum letzten.«
>
> Bericht der 94. Infanterie-Division

Nicht zuletzt wegen solcher Techniken schrieb Oberstleutnant Walter Marbach, Kommandeur des Infanterie-Regiments 213, aus den gleichzeitig stattfindenden Kämpfen um Noworossijsk, die Rote Armee hätte den deutschen Truppen »einen wahren Anschauungsunterricht [...] in der Führung von Häuserkämpfen« erteilt.

Dezentrales Führen im Stadtkampf

Größter Trumpf der deutschen Seite im Häuserkampf war die deutsche Führungskultur mit ihrer Betonung der Initiative jedes Einzelnen, der Auftragstaktik und des Führens von vorne, denn sehr oft bestanden keine Kommunikationsmöglichkeiten zwischen oberer Führung und angreifender Truppe. Der bereits erwähnte Oberst Wolf hat dies plastisch für den Angriff des Infanterie-Regiments 208 auf das Metallurgische Werk beschrieben: »Dann trat die bekannte Krise des Angriffs ein. Keinerlei Meldungen kamen von vorne mehr durch [...] Man hörte noch vereinzelt Kleinfeuer und das Bersten von Handgranaten oder geballten Ladungen im Angriffsstreifen [...] Alle Verbindungen nach vorn waren unterbrochen. Alle Leitungen waren zerschossen. Ein Beseitigen der Störungen war so gut wie

bpk

Verlustreicher Nahkampf: Sowjetische Soldaten beim Eindringen in ein Gebäude in Stalingrad.

Eine Einwohnerin von Stalingrad beim notdürftigen Essenkochen in ihrem zerstörten Haus, September 1942.

ausgeschlossen. Die beiden Funklinien versagten [...] Nur mühsam gelang es nach Stunden, durch Melder die Verbindung wieder aufzunehmen.«

Ein Meldeläufer als letzte Option war nicht nur langsam, sondern auch unsicher. Auf seinem Meldegang war er allein in einem meist nicht restlos gesäuberten, unübersichtlichen Gebiet und unter Artilleriefeuer unterwegs. Zudem war er ein bevorzugtes Ziel für Scharfschützen. Allein in den ersten zwei Tagen des Angriffs auf das Metallurgische Werk verlor die 79. Infanterie-Division 20 Meldeläufer.

Angesichts dieser unsicheren Fernmeldeverbindungen, aber auch wegen der Kleinräumigkeit der Kämpfe in überbautem Gebiet, betonten deutsche Vorschriften das selbständige Handeln der Unterführer und das Führen von vorne als zentrale Erfolgsfaktoren im Ortskampf. Denn nur diese Dezentralisierung der Führung bot die Möglichkeit, innerhalb kurzer Zeit elastisch auf den Verlauf der Gefechtshandlungen zu reagieren und Gelegenheiten auszunutzen. Hierzu gehörte insbesondere »das sichere Erkennen des Augenblickes, in dem nach örtlichem Erfolg vom planmässigen Vorgehen abgegangen und zum tiefen Durchstoss übergegangen werden kann«, wie es in einem Merkblatt der 305. Infanterie-Division hieß. Dafür, wie auch für die persönliche Einflussnahme, sollten die Kommandeure möglichst nahe an ihren Truppen sein. Allerdings gab es auch eine Kehrseite: Die untere Führung erlitt durch ihre Frontpräsenz hohe Verluste, und so war es im November 1942 keine Seltenheit, dass Kompanien von Unteroffizieren geführt wurden.

Fazit

Wenn auch der Angriff auf Stalingrad längst nicht die erste Schlacht in einer Großstadt war, so übertraf sie an Intensität, Dauer und Umfang der eingesetzten Truppen alles bisher Dagewesene. Die Gründe hierfür lagen sowohl im entschlossenen Kampfeswillen beider Seiten als auch in einer ähnlichen Kräfteanzahl, die eine schnelle Entscheidung zugunsten einer Seite verhinderten. Die Abnutzungsschlacht in der Stadt wurde zu einem »Fleischwolf«, der zehntausende Soldaten und Zivilisten das Leben kostete. Eher überraschend gelang den deutschen Truppen allen operativen, logistischen und personellen Nachteilen zum Trotz die Einnahme des überwiegenden Teils der Stadt, allerdings ohne operativen, geschweige denn strategischen, Nutzen. Im Gegenteil, die Achsenkräfte befanden sich Mitte November mit völlig abgekämpften Truppen in einer äußerst exponierten Lage. Auch wenn die sowjetischen Verluste weit höher waren als die deutschen, hatte die 62. Armee mit ihrer geschickten und willensstarken Verteidigung die Voraussetzung für den so wirkmächtigen Sieg über die 6. Armee im Februar 1943 geschaffen.

***Dr. Adrian Wettstein** ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Dozentur Militärgeschichte der Militärakademie an der ETH Zürich.*

Literaturtipps

Torsten Diedrich, Stalingrad 1942/43, Stuttgart 2018.

Bernd Wegner, Der Krieg gegen die Sowjetunion 1942/43. In: Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd 6: Der globale Krieg. Die Ausweitung zum Weltkrieg und der Wechsel der Initiative 1941–1943. Hrsg. vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt, Stuttgart 1990, S. 759–1102.

Adrian Wettstein, Wehrmacht im Stadtkampf 1939–1942, Paderborn 2014.

Der »Tag von Potsdam« 1933

Von Andreas Wolfrum

Scherl/Süddeutsche Zeitung Photo

Reichskanzler Adolf Hitler, zivil gekleidet mit Gehrock, verneigt sich am 21. März 1933 tief und respektvoll vor dem uniformierten und mit Orden geschmückten Reichspräsidenten Paul von Hindenburg. Beide geben sich die Hand – an diesem Tag zum dritten Mal: Zuerst zur Begrüßung vor der Potsdamer Garnisonkirche, später nach seiner Eröffnungsrede in der Kirche, die in einer Lobeshymne auf Hindenburg gipfelte, hatte Hitler ihm die Hand gereicht. Am Ende der Veranstaltung verabschiedeten sich die Gäste von Hindenburg auf der Straße, darunter auch Hitler. Nur von diesem Handschlag gibt es brauchbare Aufnahmen, wie der bekannte Schnappschuss des New-York-Times-Fotografen Theo Eisenhart, der erst nach 1945 zur Medienikone wurde: Das »neue« NS-Deutschland, der 43-jährige Hitler, erweist dem »alten« Preußen-Deutschland, dem 85-jährigen Hindenburg, und seinen Eliten die Ehre und besiegelt mit einer Art zeremoniellem Handschlag eine verhängnisvolle Verbindung von monarchischer Tradition und nationalsozialistischer Revolution. Das Symbolbild fand seinen Weg in die Geschichtsbücher – und mit ihm die bequeme, weil entlastende Deutung, die Nationalsozialisten hätten das jubelnde deutsche Volk (das aufgrund der Perspektive auf diesem Foto nicht zu sehen ist) betrogen und verführt. Die nationalsozialistische Propaganda selbst hatte die Demutsgeste, die nicht in ihre »Machtergreifung« passte, in den 1930er Jahren nur vereinzelt und meist in nachbearbeiteter Form abgebildet.

Das neue Regime bemühte sich unter der Regie des Reichsministers für Volksaufklärung und Propaganda, Joseph Goebbels, den von ihm selbst so genannten »Tag von Potsdam« als einen »Tag der nationalen Einigung« im Nachgang propagandistisch aufzuwerten. Nach den Festgottesdiensten für beide Konfessionen getrennt in der Nikolaikirche sowie der St.-Peter-und-Paul-Kirche in Potsdam zeigen sich die ca. 600 Gäste auf der Straße, gesäumt von uniformierten Kräften, Schülern, Angehörigen von Vereinen usw. Der Reichspräsident wird derweil mit seinem Dienstwagen auf einer anderen Route zur Garnisonkirche gebracht. Dort finden der »überparteiliche« Staatsakt sowie jeweils eine Kranzniederlegung an den Särgen von Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. statt. Im Anschluss nimmt Hindenburg von einer Tribüne eine Parade von Einheiten der Reichswehr, der preußischen Schutzpolizei, der SA, der SS, der Hitlerjugend sowie nationaler Wehrverbände ab. Im Rahmen einer medialen Mobilmachung überträgt der Rundfunk das Geschehen in voller Länge, Zeitungen drucken Sonderausgaben. Im ganzen Reich finden Veranstaltungen statt, die wie eine Massenakklamation wirken sollen. Die eigentliche konstituierende Sitzung des Reichstags, der aus der Wahl vom 5. März 1933 hervorgegangen ist, folgt am späten Nachmittag in der Berliner Kroll-Oper, die als Ersatz für das ausgebrannte Reichstagsgebäude dienen muss.

Das Reichsministerium des Innern hatte Potsdam als Ersatzort für die feierliche Eröffnung vorgesehen. Die dortige Stadtverwaltung schlug nach Prüfung der eigenen örtlichen Möglichkeiten schließlich die Garnisonkirche vor. Potsdam stellte als ehemalige Residenzstadt zusammen mit der Garnisonkirche als Grablege zweier preußischer Könige das Sinnbild eines glorifizierten Deutschlands früherer Tage dar. Außerdem sollte – nach Heinrich August Winkler – dieser Ort den Schein einer noch höheren Legitimation verschaffen als die Wahl, die der NSDAP zwar Stimmengewinne, jedoch erneut keine absolute Mehrheit gebracht hatte.

Die Dramaturgie selbst war seit dem 28. Februar nicht von Goebbels, sondern von verschiedenen Akteuren ausgehandelt und geplant worden, darunter neben Hitler und der Reichsregierung vor allem Reichspräsident Hindenburg, die Reichswehr, die Kirchen, das Reichsministerium des Innern und die Reichstagsverwaltung. Die Einbindung Hitlers und der NSDAP in die preußisch-deutsche Geschichte entsprach der durch Vizekanzler Franz von Papen postulierten konservativen Absicht, die Nationalsozialisten einzuhegen und zu zähmen. Hermann Göring hatte im Vorfeld sogar vorgeschlagen, den Sessel Wilhelms II. in der Loge des preußischen Königshauses nicht zu besetzen, was in monarchistischen Kreisen als symbolisches Bekenntnis zum Haus Hohenzollern verstanden werden sollte. Zudem nahmen neben dem Ex-Kronprinzen Wilhelm von Preußen in der Uniform des ehemaligen Leib-Husaren-Regiments Nr. 1 an der Veranstaltung auch die Kaiser-Söhne August Wilhelm in SA-Uniform sowie Eitel Friedrich und Oskar jeweils in der Uniform des »Stahlhelms« teil. Anderen Nationalsozialisten waren diese Vereinnahmungsversuche durchaus bewusst. Hitler und Goebbels, beide katholisch getauft, nahmen daher am Festgottesdienst nicht teil und legten stattdessen auf dem Luisenstädtischen Friedhof in Berlin Kränze an den Gräbern von SA-Männern nieder, die bei Straßenkämpfen getötet worden waren.

Als Termin wurde der 21. März, der Frühlingsanfang, festgelegt. Auch dieses Datum hatte symbolischen Charakter, war doch am gleichen Tag 1871 der erste Reichstag des Kaiserreichs durch Kaiser Wilhelm I. im Berliner Schloss eröffnet worden. Die 120 SPD-Abgeordneten blieben der Veranstaltung in Potsdam fern. Die 81 Mandate der KPD hatte die Reichsregierung bereits auf Grundlage der Reichstagsbrandverordnung für ungültig erklärt.

Das Bild des neuen Reichskanzlers, der sich ehrerbietig vor dem greisen Reichspräsidenten verbeugt, der Handschlag zwischen dem »böhmischen Gefreiten« (so nannte Hindenburg Hitler spöttisch aufgrund der Verwechslung des Geburtsortes) und dem ehemaligen Generalfeldmarschall, der als preußischer Leutnant schon 1866 bei Königgrätz gekämpft hatte, wurde lange Zeit als Höhepunkt militärischer und politischer Inszenierung interpretiert. Gerade in der anscheinend demutsvollen Art zeigte sich die Absicht der NS-Führung, die konservativen Eliten und die Reichswehr an sich zu binden. Hitlers Koalitionsregierung aus Nationalsozialisten, Deutschnationalen und parteilosen Konservativen hing aber vor allem vom Vertrauen des Reichspräsidenten ab, der die Reichskanzlerschaft Hitlers am 30. Januar 1933 mit Skepsis als ein politisches Experiment gesehen hatte. Mit dem Tod Hindenburgs im August 1934 vereinigte Hitler schließlich beide Ämter in seiner Person. ■

Potsdamer Garnisonkirche

Zwischen Mythos und Realität

Zahlreiche Mythen ranken sich um die Potsdamer Garnisonkirche. Dabei steht dieses Bauwerk wie kein anderes für die Deutungskämpfe rund um die Geschichte Preußens. Um diese zu verstehen, ist es notwendig, sich mit der Historie der wohl umstrittensten Garnisonkirche Deutschlands näher zu beschäftigen.

Von Helene Heldt

Spuren des Krieges: Der zerstörte Turm der Garnisonkirche, 1953.

Seit 1989 ist die Debatte um den Wiederaufbau der Garnisonkirche entfacht und hat sich zu einem erbitterten Kampf um die Deutungshoheit deutscher Geschichte auch auf Bundesebene entwickelt. Doch worum geht es hier eigentlich und wie kommt es dazu, dass eben diese Garnisonkirche die Gemüter so erhitzt? Ein Blick in die Geschichte kann Verstehen fördern.

Der erste Bau der Potsdamer Garnisonkirche erfolgte als schlichter, dennoch imposanter Fachwerkbau bereits 1720/21. Aufgrund des ungeeigneten Baugrunds, der beinahe im ganzen Potsdamer Stadtgebiet vorliegt, musste diese jedoch nur wenige Jahre später abgetragen und einige Meter versetzt neu errichtet werden – diesmal größer und imposanter als Steinbau im Festungsbaustil. Der Kirchturm der neuen Garnisonkirche sollte in einem Dreiklang mit den Kirchtürmen der Nikolaikirche und der Heilig-Geist-Kirche ein für das Zeitalter des Barock typisches Stadtbild formen. Zudem war der in die Breite Straße vortretende Garnisonkirchturm in einer Flucht zum Stadtschloss erbaut und dadurch mit diesem architektonisch verbunden.

Der Innenraum der Kirche war auf Wunsch Friedrich Wilhelms I. (1688–1740) spartanisch gestaltet worden. Er setzte auf schlichte Bänke und verzichtete weitestgehend auf Wandschmuck. Ebenso versagte sich der preußische Monarch eine verglaste und damit beheizte Loge, wie es sonst zu dieser Zeit üblich war. Lediglich die Plätze der Königin Sophie Dorothea und ihrer Begleiterinnen waren gepolstert und durch einen Ofen beheizt. Der König selbst nahm auf einem selbstgeschnitzten Schemel, inmitten der Kirchengemeinde, Platz. Zu der Gemeinde gehörten sowohl Soldaten und ihre Familien als auch eine Bürgergemeinde, die sogenannte Zivilgemeinde. Diese waren eng miteinander verwoben, sodass Eheschließungen und gegenseitige Taufpatenschaften nicht ungewöhnlich waren.

Den letzten Willen seines Vorgängers nicht zu achten, schien eine gängige Praxis im Hause der brandenburgischen Hohenzollern zu sein. Friedrich II. hatte sich über den Willen seines Vaters, Friedrich Wilhelm I., hinweggesetzt und diesen mit großem Zeremoniell beisetzen lassen, entgegen seiner ausdrücklichen Verfügung. Friedrich II. wurde, wenn man so will, mit Gleichem gestraft. Sein Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., hatte entgegen dessen testamentarischen Willen verfügt, Friedrich II. neben seinem Vater in der Garnisonkirche zur letzten Ruhe zu betten und nicht wie gewünscht auf der Terrasse des Schlosses Sanssouci. Ihm erschien die Grablege in der Garnisonkirche als ein würdigerer Ort für einen Heldenkönig wie den großen Friedrich.

Grablege

Die Gruft unter der Kanzel der Garnisonkirche war nur wenige Jahre vor dem Tod Friedrich Wilhelms I. eingebaut worden und sollte lediglich Platz für ihn selbst und den Sarg der Königin bieten. Diese aber hatte entgegen dem Willen ihres Mannes testamentarisch verfügt, in der Grablege der reformierten Hohenzollern im Berliner Dom bestattet zu werden. Diesem Wunsch hatte man entsprochen und die Königin in Berlin bestattet. Somit blieb das zweite Grab in Potsdam zunächst leer.

Für die Beisetzung des »Alten Fritz« war ein Trauergottesdienst, entgegen seiner testamentarischen Verfügung, aufwendig vorbereitet worden. Der Kirchenraum der Garnisonkirche war mit Bildern der Siege des Königs und einigen Darstellungen ihm zugeschriebener Errungenschaften im Bereich von Kultur und Kunst sowie Gewerbe und Landwirtschaft geschmückt. Die zuvor karge und schlicht konzipierte Kirche erfuhr eine Aufladung mit preußisch-militäri-

Ruhestätte bis 1943: Der Sarg Friedrichs II. (1712–1786) in der Gruft der Garnisonkirche.

picture alliance/dpa/dpa-Zentralbild/Soeren Stache

Vor dem Turm der Garnisonkirche: Der freie Nachbau des Glockenspiels auf der Plantage besteht aus 40 kleinen und großen Glocken. Er steht seit 2021 unter Denkmalschutz.

scher Erinnerungskultur. Zahlreiche Besucher pilgerten in der Folgezeit zu der Grablege der beiden preußischen Könige Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. in der Garnisonkirche. Auch einige Berühmtheiten, wie Napoleon I. Bonaparte 1806 oder Zar Alexander I. ein Jahr zuvor, waren dort.

Mythische Aufladung

Dem folgte eine weitere mythische Aufladung mit dem preußischen Militärkult. So waren neben den Gedenkgottesdiensten für die Gefallenen der »Befreiungskriege« (1813–1815), die auch in anderen Garnisonkirchen üblich waren, auch Wappen der Häuser der »Heiligen Allianz« hinter der Kanzel sowie Gedenktafeln für Zar Alexander I. und Kaiser Franz I. angebracht worden. Die im Zuge des Deutsch-Französischen Krieges 1870/71 erbeuteten französischen Fahnen und Trophäen waren am 19. Juli 1873 feierlich in der Garnisonkirche aufgestellt worden, damit war das Walhalla Preußens perfekt. Zu diesem Anlass waren alle Truppenteile durch Abordnungen vertreten sowie nahezu alle Generale der Garnisonen Berlin und Potsdam anwesend. In den darauffolgenden Jahren kamen zu dem bereits üppigen Schmuck in dem Innenraum zahlreiche Gedenktafeln hinzu. Die im Kirchenraum angebrachten Fahnenhalterungen hielten nunmehr 17 französische, 25 dänische und acht österreichisch-ungarische Fahnen aus den drei Reichseinigungskriegen von 1864, 1866 und 1870/71. Komplettiert wurde die Kultstätte durch die Grablege zweier preußischer Könige. Seinen Höhepunkt fand die mythische Aufladung jedoch an dem in der deutschen Geschichte bekannten Tag von Potsdam rund 60 Jahre später im Jahr 1933.

»Tag von Potsdam«

Nachdem durch den Brand am 27. Februar 1933 das Reichstagsgebäude unbenutzbar geworden war, wurde für die Eröffnung des Reichstages ein Ausweichort benötigt. Die Idee, die Garnisonkirche als Örtlichkeit für die Eröffnung zu nutzen, kam aus Potsdam selbst. Das Reichsministerium des Innern (RMI) hatte zunächst angefragt, ob die Eröffnung im Stadtschloss stattfinden könne. Das besaß jedoch keine geeigneten Räumlichkeiten. Man suchte daher nach Alternativen. Der Gastgeber für ein solches Ereignis zu sein, wollte man sich nicht entgehen lassen. Das Neue Palais war allerdings baufällig und damit ebenso ungeeignet. Nach kurzer Bedenkzeit schlug die Potsdamer Stadtverwaltung die Garnisonkirche als Veranstaltungsort vor.

Für die Potsdamerinnen und Potsdamer war das ein historisches Ereignis. Sie waren aufgefordert worden, ihre Fenster mit schwarz-weiß-roten sowie Hakenkreuz-Flaggen zu schmücken. Erst kurz zuvor hatte Reichspräsident Paul von Hindenburg per präsidialer Verordnung verfügt, dass die »alten« Farben des Kaiserreiches zusammen mit der »jungen« Flagge der Nationalsozialisten als Nationalflaggen geltend seien. Das war ein bewusster Verstoß gegen Artikel 3 der Reichsverfassung, der die Farben Schwarz-Rot-Gold als Nationalfarben festlegte. Nur wenige widersetzten sich Hindenburgs Anordnung.

Schulen hatten an diesem 21. März 1933 nach der zweiten Stunde schulfrei und zuvor ausgewählte Kinder konnten entlang der Straße an dem »Festtag« teilhaben. In Aufsätzen hielten Schüler und Schülerinnen ihre Erlebnisse und Eindrücke fest. Diese Aufsätze sprühen vor Euphorie und Begeisterung.

Das RMI hatte den Staatsakt auf die Person des Reichspräsidenten Hindenburg zugeschnitten. Daher stand dieser

im Fokus des Ereignisses und wurde auch von Tausenden gefeiert. Sein Eintreffen an der Garnisonkirche markierte den Beginn des Eröffnungszeremoniells. Der Auftritt des neuen Reichskanzlers Adolf Hitler war dabei auf einen einzigen Programmpunkt beschränkt.

In der Folge instrumentalisierte Potsdam das Ereignis marketingtechnisch für sich und gab sich den Beinamen »Geburtsstätte des Dritten Reiches«. Sein Übriges tat die Sonderprägung der Fünf-Reichsmark-Münze zum »Tag von Potsdam« sowie das neue Pausenzeichen des Deutschlandsenders, das »Üb' immer Treu und Redlichkeit« mit der Melodie des Potsdamer Glockenspiels aus Mozarts »Zauberflöte« spielte. Die Einnahmen der Eintrittsgelder waren so ergiebig, dass sie problemlos die Ferienfahrten der Kinder im Militärwaisenhaus finanzieren konnten.

Zerstörung und Abriss

Bis zur Nacht vom 14. April 1945 war Potsdam weitestgehend von gezielten Luftangriffen der Alliierten verschont geblieben. In dieser Nacht brannte die Garnisonkirche, erfasst vom umliegenden Feuer, aus und wurde zur Ruine. Dennoch hielt die Zivilgemeinde dort regelmäßig ihre Gottesdienste ab. In der Folge bemühten sich das Institut für Denkmalpflege Berlin und die Gemeinde der Heilig-Kreuz-Kirche – so der Name der Garnisonkirche seit 1949 – um die Enttrümmerung und den Erhalt der Ruine. Zunächst unterstützten das Stadtbauamt und der Rat des Bezirks Potsdam diese Initiative finanziell und mit entsprechenden Genehmigungen für die Sicherungsarbeiten. Doch das Institut für Denkmalpflege und die SED-Bezirksleitung gerieten in Streitigkeiten, sodass die Genehmigungen entzogen, Gottesdienste aus baulichen Gründen verboten und der Turm gänzlich gesperrt wurde. Es folgte ein jahrelanger Streit zwischen der Kirchengemeinde und dem Rat des Bezirks Potsdam, der schließlich am 26. April 1968 mit der Entscheidung der Stadtverordnetenversammlung für den Abriss endete. Dabei steht außer Frage, dass diese Entscheidung von einem nicht rechtsstaatlichen städtischen Gremium beschlossen worden war. Letztendlich erfolgte im Zeitraum vom 14. Mai bis zum 23. Juni 1968 der Abriss der Kirchenruine. Nach der Beseitigung der Trümmer war von 1969 bis 1971 auf einem Teil des Baugrundstücks der Garnisonkirche das Potsdamer Rechenzentrum errichtet worden. Dieses gehörte zu dem Zukunftsprojekt der DDR, das bereits seit den 50er Jahren die Digitalisierung des sozialistischen Staates voranbringen sollte. Zuvor war das Rechenzentrum in diversen anderen Gebäuden, wie der Villa Hagen in der Bertinistraße, untergebracht gewesen. Vernetzt mit den Rechenzentren, die im ganzen Staatsgebiet der DDR etabliert worden waren, sollte es Daten zu Einwohnern, Wohnraum, zur Steuerung der Planwirtschaft, Katasterdaten, Betrieben, Institutionen sowie zahlreichen weiteren Bereichen erfassen, verarbeiten und speichern. Besonders macht das Potsdamer Rechenzentrum das Glasmosaik »Der Mensch bezwingt den Kosmos« des Künstlers Fritz Eisel, das seit 1977 unter Denkmalschutz steht und als Zeugnis der Zeit an anderer Stelle erhalten werden soll.

Soll erhalten bleiben: Das Glasmosaik »Der Mensch bezwingt den Kosmos« an der Außenwand des ehemaligen Rechenzentrums der DDR.

Deutungskämpfe

Die Hof- und Garnisonkirche in Potsdam war mehr als ein einfaches Gotteshaus. Sie stellte eine Art Brennglas der preußisch-deutschen Geschichte dar; einen Verschmelzungsprozess zwischen Protestantismus, Preußentum und deutscher Nationalbewegung. Mit einem kargen Innenleben war die Hof- und Garnisonkirche gestartet, so wie der preußische Staat. Im Zuge seines Aufstiegs zur Großmacht und zur führenden Macht im Deutschen Kaiserreich war die Kirche mit allerhand Trophäen ausgeschmückt worden. In der Zwischenkriegszeit waren hier die alten Truppenverbände, die nach dem Ersten Weltkrieg aufgelöst werden mussten, in Form ihrer Verbandsfahnen konserviert worden. Der Turm der Garnisonkirche diente der Wehrmacht als militärischer Beobachtungspunkt zur Luftraumbeobachtung im Zweiten Weltkrieg und wurde letztendlich durch einen Luftangriff stark beschädigt. Nachdem der preußische Staat 1947 offiziell durch die Alliierten aufgelöst worden war, hieß auch die Garnisonkirche nicht mehr Garnisonkirche, sondern ab 1949 Heilig-Kreuz-Kirche und wurde schließlich vom zweiten deutschen Unrechtsstaat gänzlich beseitigt. Nun steht der Kirchturm beinahe wieder in seiner vollen Höhe und befeuert die Debatten aufs Neue. Ein Mittelweg ist schwer zu finden.

Hauptmann Helene Heldt M.A. *ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im Forschungsbereich »Militärgeschichte bis 1945« am ZMSBw.*

Literaturtipps

Die Garnisonkirche Potsdam. Zwischen Mythos und Erinnerung. Hrsg. von Michael Epkenhans und Carmen Winkel, Freiburg i.Br. 2013.

Andreas Kitschke, Die Garnisonkirche Potsdam. Krone der Stadt und Schauplatz der Geschichte, Berlin 2016.

März 1848

Deutsche Revolution

Im März 1848 kam es an verschiedenen Orten in Mitteleuropa zu Protesten und revolutionären Erhebungen gegen die Obrigkeit. In vielen deutschen Staaten gab es politische Kundgebungen. Zu den Forderungen zählten Presse-, Versammlungs- und Vereinsfreiheit, Schwurgerichte und Volksbewaffnung. Viele wollten eine Verfassung und allgemeine Wahlen, andere das Ende der Kleinstaaterei und somit deutsche Einheit, wenige das Ende der Monarchie und damit eine Republik.

In Wien war es am 13. März bereits zum Aufstand gekommen. Der preußische König Friedrich Wilhelm IV. fürchtete Ähnliches für Preußen und ging auf die »Märzforderungen« ein. Am 18. März versammelten sich daher viele Menschen auf dem Berliner Schlossplatz, um die Antwort des Königs zu hören. Gegen die aufmarschierten Soldaten erhob sich allerdings Protest. Der König zog die Truppen ab, doch ausgerechnet dabei fielen gegen 14.30 Uhr zwei Schüsse. Das Wort Verrat machte die Runde. Barrikaden wurden errichtet, es kam zu heftigen Kämpfen mit über 200 Toten und vielen Verwundeten. Der König versprach eine Nationalversammlung zur Beratung über eine Verfassung und ehrte am 22. diese »Märzgefallenen«. Dabei trug er zum einen eine Armbinde mit den alten Farben des Reiches und des Lützowschen Freikorps von 1813, die zugleich die neuen demokratischen Farben waren, zum anderen wurde ihm eine solche Fahne vorangetragen. Es galt die Parole: (Pulver ist) schwarz – (Blut ist) rot – gold(en flackert die Flamme der Freiheit).

Nach den ersten freien Wahlen wurde ab dem 18. Mai eine Verfassungsgebende Nationalversammlung nach Frankfurt am Main einberufen. Sie hatte gewaltige Probleme zu lösen: Ein Deutschland mit oder ohne Österreich? Preußen als Führungsmacht? Republik oder Monarchie? König von Preußen als Kaiser? Aufgaben der Einzelstaaten? Die Rolle von Schleswig und Holstein unter dänischer Herrschaft?

Über die letzte Frage war es zum Krieg mit Dänemark gekommen. Zudem sah die schließlich erstellte Verfassung einen Bundesstaat unter der Führung Preußens vor. Dessen König aber lehnte im März 1849 die angebotene Kaiserkrone ab, da sie mit dem »Ludergeruch der Revolution« behaftet sei.

Die Revolution wurde schließlich blutig niedergeschlagen, ihre Vermächtnisse blieben:

Dazu gehörte der Traum des Nationalstaates: die EINIGKEIT. Verfassungen mit ihren Grundrechten und die Verbesserung des Rechtswesens kamen dazu: UND RECHT. Zensur und Freiheitsbeschränkungen sollten aufhören: UND FREIHEIT. Aber deren Realisierung unter schwarz-rot-gold dauerte lange.

Harald Potempa

akg-images

Im Zeichen von Schwarz-Rot-Gold: Barrikadenkampf in Berlin 1848. Zeitgenössischer kolorierter Stich nach einer Zeichnung von Johann Jakob Kirchhoff.

Hitlers Rede vor der Reichswehrführung

3. Februar 1933

Vier Tage nach seiner Ernennung zum Reichskanzler war Adolf Hitler am 3. Februar 1933 zu einem Abendessen mit den Spitzen der Reichswehr eingeladen. In einer etwa zweieinhalbstündigen Rede warb er nicht nur um das Militär zur Konsolidierung seiner Macht, sondern legte auch sein innen- und außenpolitisches Programm dar. Und das war eindeutig: Der Machtübernahme im Innern sollte ein Eroberungskrieg folgen.

Innenpolitisch zeigte Hitler den Weg zur Diktatur auf: Die »Beseitigung des Krebsschadens der Demokratie« und die »Ausrottung des Marxismus« waren die Kernziele. Er versprach eine Stärkung des Wehrwillens in der Gesellschaft, sah eine Aufrüstung sowie die Wiedereinführung der Wehrpflicht vor und sicherte der Reichswehr zu, neben der NSDAP zur zweiten Säule des Staates zu werden. Außenpolitisch wollte Hitler nicht nur die Regelungen des Versailler Vertrages bekämpfen. Er kündigte die »Eroberung neuen Lebensraums im Osten« sowie dessen »rücksichtslose Germanisierung« an. Dieses zentrale Ziel des »Führers« war bereits aus seiner Programmschrift »Mein Kampf« bekannt, doch hier ließ er erstmals in der Funktion des Reichskanzlers die Friedensmaske fallen.

Von der Reichswehrführung kam kein Widerspruch. In vielen Punkten gab es eine gemeinsame Schnittmenge, eine »Teilidentität der Ziele« (Manfred Messerschmidt). Sie war zufriedengestellt mit ihrem Statusgewinn innerhalb des NS-Staates. Von Hitlers außenpolitischem Programm machten sich die Anwesenden keine klaren Vorstellungen, nahmen es in Kauf, unterschätzten oder begrüßten es sogar. Hitler hatte die Generalität damit zu Mitwissern seines den Krieg einkalkulierenden Lebensraumplanes, aber auch zu Duldern seines innenpolitischen Terrors gemacht. Der 3. Februar 1933 war der bedeutungsvolle Auftakt zu einem Bündnis zwischen dem Nationalsozialismus und der Reichswehr. Insbesondere in deren Führung galten Macht und Expansion offenbar mehr als Recht und Moral. Das Militär machte sich zum Komplizen einer Kriegspolitik, die 1939 in den Zweiten Weltkrieg führte.

Chris Helmecke

Chemiewaffenübereinkommen

13. Januar 1993

Das Übereinkommen über das Verbot der Entwicklung, Herstellung, Lagerung und des Einsatzes chemischer Waffen und über die Vernichtung solcher Waffen wird auch kurz Chemiewaffenübereinkommen (CWÜ) genannt. Am 13. Januar 1993 wurde es zur Unterzeichnung in Paris, später New York ausgelegt. Zuvor wurde das Übereinkommen auf der Genfer Abrüstungskonferenz im September 1992 verabschiedet und im Dezember 1992 von der Generalversammlung der Vereinten Nationen gebilligt.

Das CWÜ gilt quasi universell. Bis auf Ägypten, Israel, Nordkorea und Südsudan sind alle Staaten Mitglied des Übereinkommens. Mit dem Übereinkommen wurde die gesamte Kategorie chemischer Waffen generell verboten. In Folge des CWÜ sind 97 Prozent der von den Staaten gemeldeten Bestände vernichtet worden. Dies sind etwa 70 000 Tonnen.

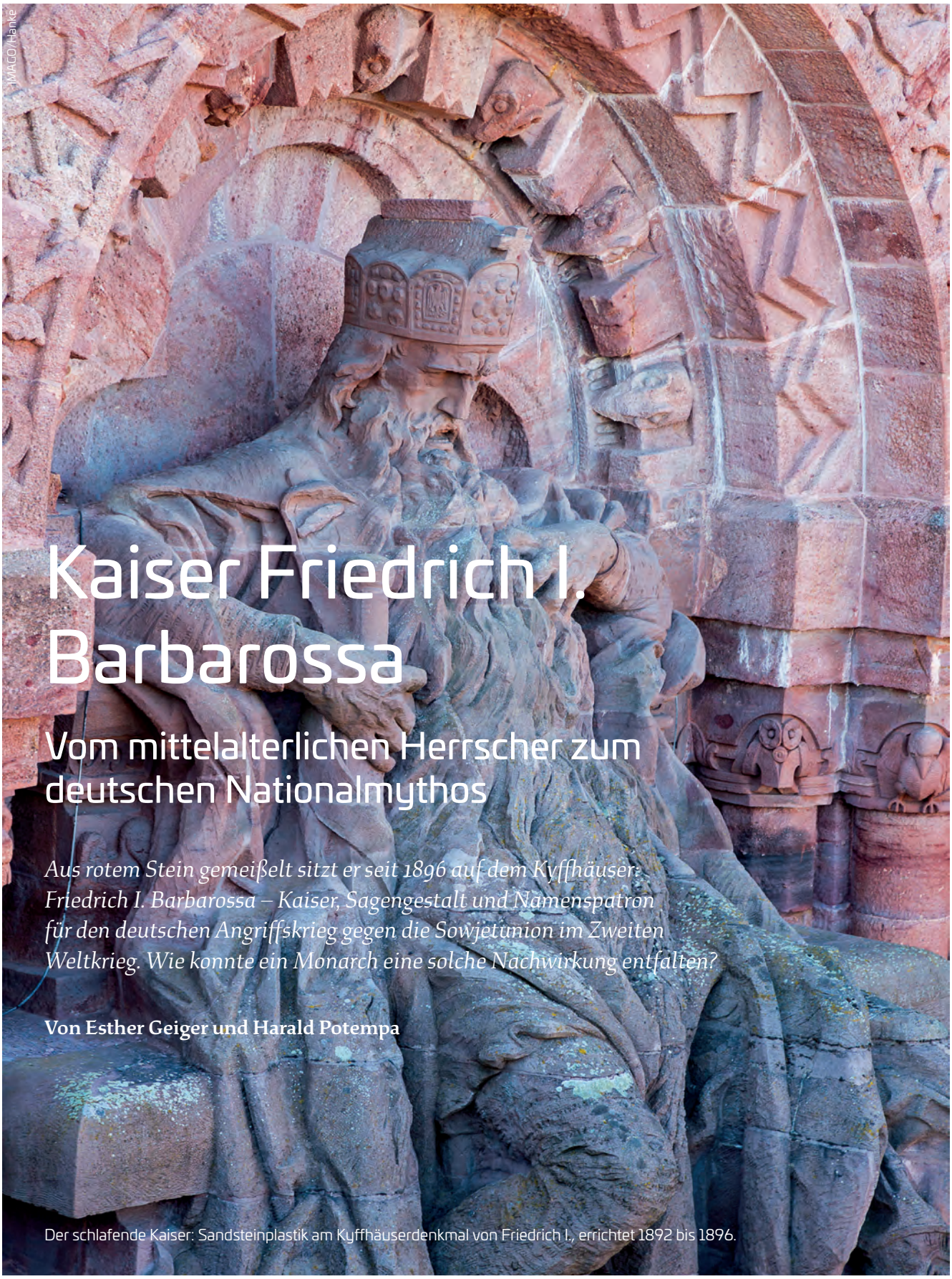
Um die Einhaltung des Abkommens zu überwachen, wurde durch das CWÜ die Organisation für das Verbot chemischer Waffen (OVCW) gegründet. Sie hat ihren Sitz in Den Haag. Die OVCW führt auf der Grundlage des Vertrags Inspektionen – insbesondere in relevanten Industriezweigen – durch und stellt die Vernichtung gemeldeter Chemiewaffen sicher. Darüber hinaus berät und unterstützt die OVCW die Staaten bei der Einhaltung des Übereinkommens und überwacht laufende Konflikte:

Im Bürgerkrieg hatte Syrien am 21. August 2013 bei Damaskus chemische Waffen eingesetzt. Daraufhin stellte die OVCW die Bestände sicher und sorgte für ihren Abtransport und ihre Vernichtung. Allerdings hielten sich Zweifel daran, dass Syrien alle Bestände übergeben hatte, sodass die OVCW seit 2014 verschiedene Ermittlungsteams einsetzt, um noch vorhandene chemische Waffen zu identifizieren und ihre Beseitigung zu überwachen.

Henning de Vries

picture alliance/dpa

Inspektoren der OVCW bei ihrer Arbeit (undatierte Aufnahme).



IMAGO/Hanke

Kaiser Friedrich I. Barbarossa

Vom mittelalterlichen Herrscher zum deutschen Nationalmythos

Aus rotem Stein gemeißelt sitzt er seit 1896 auf dem Kyffhäuser: Friedrich I. Barbarossa – Kaiser, Sagengestalt und Namenspatron für den deutschen Angriffskrieg gegen die Sowjetunion im Zweiten Weltkrieg. Wie konnte ein Monarch eine solche Nachwirkung entfalten?

Von Esther Geiger und Harald Potempa

Der schlafende Kaiser: Sandsteinplastik am Kyffhäuserdenkmal von Friedrich I., errichtet 1892 bis 1896.

Seine Bekanntheit verdankt der aus dem Adelsgeschlecht der Staufer stammende Kaiser Friedrich I., genannt Barbarossa (ital. für »Rotbart«; um 1122–1190), vor allem der Kyffhäuser-Legende. Sie wurde im 19. Jahrhundert zum Nationalmythos und besagt, dass der Herrscher im thüringischen Berg Kyffhäuser schlafe und auf seine Rückkehr warte, um Deutschland zu einen und das 1806 untergegangene Reich wieder auferstehen zu lassen.

Den Hintergrund dazu bildeten das Ende des Heiligen Römischen Reiches (HRR) und die Unzufriedenheit mit der fehlenden nationalen Einheit Deutschlands. Der schlafende Herrscher wurde zum »Sehnsuchtsort für nationale Hoffnungen« (Knut Görich).

Die Erinnerung an Friedrich I. war jahrhundertelang lebendig gehalten worden, doch erst Wilhelm und Jacob Grimm machten 1816 eine thüringische Sage populär. Dort heißt es, der Kaiser sei gar nicht tot, sondern lebe im Kyffhäuser und warte auf seine Wiederkehr. Die Sage kennt auch das Motiv der Raben, wonach der Kaiser »hundert Jahre länger schlafen« müsse, wenn die Vögel noch um den Berg flögen. Vor allem Friedrich Rückerts Gedicht »Barbarossa« von 1817 trug zur Popularität der Sage bei.

Sinnbild politischer Hoffnungen

Die Beliebtheit des Erzählstoffes kam nicht von ungefähr. Unter dem Einfluss der Romantik und ihrer Suche nach einem »deutschen Volkscharakter« wuchs seit dem späten 18. Jahrhundert das Interesse am Mittelalter und an den Staufern. Später wandte sich vor allem die preußisch-protestantisch geprägte Geschichtswissenschaft ihrer Geschichte zu. Friedrich I. wurde bewundert. Barbarossa habe alles darangesetzt, Macht zu mehren, und dabei ein starkes Königtum im Blick gehabt, das als Grundlage für den Nationalstaat galt. Zwei Lesarten wirkten unterschwellig besonders stark: 1. Anders als die Fürsten des Reiches, die nur ihre Interessen vertreten und so die Zentralgewalt schwächten, hätte Friedrich I. an das Reich gedacht. 2. Er habe sich gegen den Papst gewandt und sich für einen Staat ohne kirchlichen Einfluss eingesetzt. Mit dem Klerus und den Fürsten benannten die Historiker die Gruppen, denen sie die Schuld gaben, dass sich in früheren Zeiten anders als etwa in Frankreich kein starkes deutsches Königtum entwickelt hatte.

Vom Herzog zum Kaiser

Friedrich I. stieg vom schwäbischen Herzog 1152 zum römisch-deutschen König auf und lenkte von 1155 bis 1190 als Kaiser die Geschicke des HRR. Er ertrank auf dem 3. Kreuzzug 1190 bei der Durchquerung des Flusses Saleph (Türkei). Seine Grabstätte ist unbekannt.

Der Kunstförderer und tiefgläubige Christ Barbarossa galt als erfahrener Militär, führte Kriegszüge gegen Polen, gegen Mailand und andere norditalienische Städte sowie gegen die Normannen auf Sizilien. Sein Vorbild war Karl der Große. Friedrich setzte durch, dass dieser 1165 heiliggesprochen wurde. Mit den Päpsten trug er viele Zwiste aus. Er bezeichnete als Erster das Reich selbst als heilig (*sacrum imperium*). Damit widersprach er der Ansicht, der Kaiser habe es vom Papst als Lehen empfangen. Vielmehr sei dieser dem Papst ebenbürtig. Die Bezeichnung »Heiliges Reich« nahm unter ihm seinen Anfang.

Als Politiker bemühte Barbarossa sich um Machtausgleich im Reich. Einige Dynastien förderte er, andere ließ er fallen. Seinen mächtigen Vetter, den Welfen Heinrich den Löwen, Herzog von Sachsen und Bayern, hatte er zuerst begünstigt. 1180 setzte er diesen jedoch ab. Sachsen verkleinerte er, Herzog von Bayern wurde Pfalzgraf Otto aus dem Hause Wittelsbach, das bis 1918 in Bayern herrschen sollte. Auch das schwäbische Grafengeschlecht der Hohenzollern, dessen Nachfahren später preußische Könige (ab 1701) und Deutsche Kaiser (1871–1918) stellen sollten, förderte er. Sein Nachfolger belehnte sie 1191 mit dem Burggrafenamt von Nürnberg. 1156 hatte Friedrich die Ostwärtige Mark von Bayern abgetrennt. Österreich wurde Herzogtum, in dem zunächst die Babenberger, später die Habsburger herrschten. Letztlich lassen sich Aufstieg und Rangerhöhung dreier im 19. Jahrhundert führender Dynastien mit Barbarossa in Verbindung bringen.

Die Wiederkehr des Herrschers

Die Kyffhäuser-Sage bezog sich jedoch zunächst nicht auf Barbarossa, sondern auf dessen Enkel Friedrich II. (1194–1250). Der hochgebildete Kaiser galt als das »Staunen der Welt«, Naturforscher und Friedenskaiser, aber auch als Antichrist: Er war vom Papst gebannt und gewann doch – auf dem Verhandlungsweg – Jerusalem kurzfristig für die Christenheit zurück. Friedrich II. weilte länger in Italien als in Deutschland. Nach seinem plötzlichen Tod und wegen der ungeklärten Thronfolge brach eine unruhige Zeit im Reich aus. Viele Gerüchte um sein Ableben verbreiteten sich, etwa dass er mit seinem Gefolge in den Ätna geritten oder gefallen sei, aber wiederkommen werde.

Das Motiv der Wiederkehr eines mächtigen Herrschers gibt es weltweit und ist nicht fest an eine Person geknüpft. Seine Auslegung ist wandelbar. Ähnlichkeiten gibt es aber bei der Indienstnahme und bei einzelnen Erzählelementen: Wird die Gegenwart als schlimm empfunden, wächst die Hoffnung auf einen Retter aus einer meist verklärten Vergangenheit. Geschichten über den gebannten Friedrich II. waren im deutschen Raum immer dann populär, wenn es gegen »die Kirche« ging. Während der Reformation und des Bauernkrieges 1525 übertrug sich die Geschichte vom »Italiener« Friedrich II. auf seinen Großvater, der im kollektiven Gedächtnis präsenter war. Dieser sollte die »guten alten Zeiten« wiederherstellen. Sogar Martin Luther bemühte ihn.

In den folgenden Jahrhunderten erlosch das Interesse an Kaiser Rotbart. Er lebte in Lokalsagen und in den Geschichtsbüchern einiger Gelehrter fort. Dies änderte sich, als 1806 das HRR aufhörte zu existieren. Die einzelnen Territorien waren nun souverän und es gab keine gemeinsame »deutsche« Klammer mehr, geschweige denn ***ein*** Deutschland. Der Sagenstoff erlebte eine Renaissance.

Erfüllung der Vorhersagung

Schauspielhäuser und Hoftheater führten nach der Gründung des Deutschen Reichs 1871 viele Barbarossa-Dramen auf. Der Traum vom »wiederhergestellten Reich« hatte sich erfüllt. Friedrich I. fand sich nun als mythische Figur 1873 auf der Siegessäule in Berlin. Die 1880 neu gestaltete Kaiserpfalz in Goslar verherrlichte Kaiser Wilhelm I. und bediente sich dafür des Barbarossa-Mythos. Dieser wurde sogar mit dem »Dornröschen«-Märchen verknüpft, das an einer Wand im Sommersaal der Pfalz dargestellt ist: Wie die Prinzessin, so ist das alte Reich 1806 nur in einen tiefen Schlaf gefallen und wurde 1871 wiedererweckt. Passend dazu findet sich eine Darstellung, wie Barbarossa dem Kyffhäuser entsteigt und ein preußischer Adler die um den Berg fliegenden Raben verjagt.

Auch das 1896 von den deutschen Kriegervereinen errichtete Kyffhäuserdenkmal lobte Wilhelm I. mit seinem weißen Bart (ital.: Barbablanca) und setzte ihn in Beziehung zu Friedrich I. Rotbart. Die preußischen Hohenzollern wurden bewusst als Vollender der Stauferherrschaft inszeniert, womit die zuletzt noch im Deutschen Krieg 1866 verfeindeten preußischen, württembergischen, bayerischen und anderen deutschen Kriegervereine vereint und ausgesöhnt werden sollten.

Die militärische Niederlage 1918, die Bestimmungen des Versailler Vertrages sowie die in weiten Teilen der Gesellschaft fehlende Akzeptanz der Republik trugen wesentlich zur Radikalisierung des Geschichtsbilds bei. Barbarossa blieb als purer Machtpolitiker präsent, auch wenn die Nationalsozialisten eher auf seinen Kontrahenten Heinrich den Löwen setzten. Er galt ihnen als Visionär, der sich im Osten gegen die Slawen gewandt hatte, weshalb sie ihn propagandistisch für ihre rasseideologische »Germanisierungspolitik« missbrauchten.

Im Zuge der zunehmend imperialistischen Ausrichtung der NS-Außenpolitik rückte Friedrich Barbarossa wieder in der Vordergrund. Dass auf Befehl Adolf Hitlers der Angriffskrieg gegen die Sowjetunion am 22. Juni 1941 den Namen »Barbarossa« trug, ist als Machtdemonstration zu verstehen und aus dem seit Jahrzehnten etablierten politischen Nationalmythos zu erklären.

Ende eines Mythos

Nach 1945 hatte die Barbarossa-Legende ausgedient. Der Politikwissenschaftler Herfried Münkler spricht von einem »mythenpolitischen Schnitt«, schufen doch das nationale Geschichtsbild und die verbreiteten Mythen entscheidende

»Barbarossas Erwachen im Kyffhäuser«, Fresko von Hermann Wislicensus, angefertigt zwischen 1877 und 1897, Kaiserpfalz Goslar.

geistige Voraussetzungen für die Katastrophen des 20. Jahrhunderts. Eine Entpolitisierung und Entnationalisierung setzten ein. Zwar rückte mit der deutschen Einheit 1990 der Kyffhäuser in den geografischen Mittelpunkt der Bundesrepublik, an den 800. Todestag Friedrichs I. im selben Jahr gedachte man aber nur mit einer Gedenkmünze.

Hat sich die Beschäftigung mit Barbarossa und anderen mittelalterlichen Herrschern damit erledigt? Die Antwort lautet nein, nicht nur weil der unter Beobachtung des Verfassungsschutzes stehende rechte »Flügel« der AfD in den vergangenen Jahren zu »Kyffhäuser-Treffen« einlud. Die bewusste Wahl des Ortes zeigt, dass in vielen Kreisen der Gesellschaft überkommene Geschichtsbilder immer noch virulent sind und es einzelne Gruppen durchaus verstehen, diese für ihre Ziele zu nutzen.

Barbarossa heute

Die Auseinandersetzung mit der Geschichte Barbarossas bleibt lohnend, auch weil sie die Fremdartigkeit vormoderner Herrschaftsausübung offenbart. Gleichzeitig zeigt sie, wie Geschichtswissenschaft selbst zu Geschichte wird. Selbstverständlich ging es auch mittelalterlichen Herrschern um Macht- und Dynastiesicherung: So war etwa die Eroberung Mailands 1162 bedeutsam, weil sie Barbarossas Fähigkeit zur Selbstbehauptung demonstrierte. Entscheidend aber bleibt, dass sich Staatlichkeit, so wie wir sie heute kennen, erst in der Frühen Neuzeit entwickelte. Davor gab es kein staatliches Gewaltmonopol. Die vor allem im 19. Jahrhundert gängige Vorstellung, Barbarossa habe gezielt den Ausbau seiner Herrschaft unter nationalen Prämissen vorangetrieben, ist ahistorisch und anachronistisch, weil sie das zeitgenössische staatszentrierte Politikverständnis auf eine Zeit rückübertrug, in der staatliche Strukturen und nationalstaatliches Denken nicht existierten. Diese Sichtweise verstellte den Blick auf die Bedeutung von kommunikativen Aushandlungsprozessen und sozialen Bindungen für das politische Handeln, aber auch auf den regen Austausch mit antikem, abendländischem und orientalischem Kulturgut. Das deutsche Königtum im Mittelalter war ein Reisekönigtum. Entscheidend waren persönliche Bindungen, die auf gegenseitigen Treueversprechen und Anerkennung beruhten. Sie waren Voraussetzung für politische Handlungsfähigkeit und die Gestaltung von Machtbeziehungen. Deshalb hob ein Zeitgenosse beispielsweise Barbarossas außerordentliches Personengedächtnis hervor. Ehre und sozialer Rang waren zentrale Größen, die das gesellschaftspolitische Miteinander bestimmten. Die Teilhabe der Fürsten, aber auch anderer Personengruppen an herrschaftlichen Entscheidungsprozessen war ebenso selbstverständlich wie konfliktträchtig.

akg-images

Der Cappenberger Kopf: Die vergoldete Bronzearbeit war ein Geschenk Friedrichs I. an seinen Patenonkel Otto von Cappenberg. Die im 19. Jahrhundert aufgestellte These, es handle sich um ein Abbild des Kaisers, ist heute nicht mehr haltbar. Der Kopf war von vornherein als Reliquiar geplant.

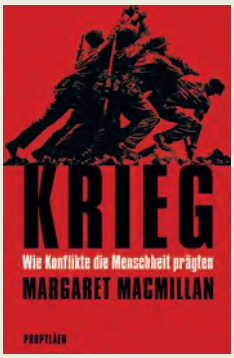
Wie sehr sich das Barbarossa-Bild gewandelt hat, zeigt seit Oktober 2022 die Münsteraner Ausstellung: »Barbarossa. Ein europäischer Herrscher und die Kunst seiner Zeit«.

Esther Geiger und *Oberstleutnant Dr. Harald Potempa* sind Angehörige des ZMSBw.

Literaturtipps

Knut Görich, Friedrich Barbarossa. Der erste Stauferkaiser, München 2022.
Herfried Münkler, Die Deutschen und ihre Mythen, Berlin 2009.

Bücher



Das Paradoxon des Krieges

Der Krieg sei der Vater aller Dinge, soll der griechische Philosoph Heraklit formuliert haben. Diese wenigen Worte zeigen die Wirkmächtigkeit eines Phänomens auf, dessen Wahrnehmung seit jeher zwischen Verachtung und Faszination oszilliert.

Krieg, so Margaret MacMillan, sei eine der »großen Kräfte«, welche die menschliche Entwicklung prägten. In ihrer universalhistorischen Reflexion geht sie den Wirkungen des Krieges in seinen unterschiedlichen Facetten nach und macht deutlich, wie sehr dieser mit der Gesellschaft verwoben ist und dass deshalb bei einer Geschichte der Menschheit gerade die Dimension des Krieges nicht unberücksichtigt bleiben darf. Unübersehbar tritt dabei die Janusköpfigkeit des Krieges hervor: Neben Schrecken und Gewalt bringt er nach MacMillan auch Fortschritt – er ist Zerstörer und Schöpfer zugleich.

Der Krieg ist ein schreckliches Mysterium. Gerade deswegen, so der Appell der Autorin, sollten wir ihn und seine umfängliche Gestaltungskraft begreifen wollen.

Chris Helmecke

Margaret MacMillan, Krieg. Wie Konflikte die Menschheit prägten, Berlin 2021. ISBN 978-3-549-10042-4, 384 S., 30,00 Euro

Eine militärische (R)Evolution?

Alexander Querengässer geht der Frage nach, ob es in der Frühen Neuzeit tatsächlich eine militärische Revolution gab. Spoiler: Für ihn war es eine Aneinanderreihung vieler Entwicklungen. Daraus schließt er, dass es sich stattdessen um eine Evolution handelte. Für einen Bereich attestiert er aber so etwas wie eine Revolution – doch der wird hier nicht verraten!

Der Autor stellt die wichtigsten Entwicklungsschritte vom späten Mittelalter bis zum Ende der napoleonischen Ära in den Bereichen Infanterie, Kavallerie und Artillerie vor. Abgerundet wird diese Geschichte über 500 Jahre Kriegführung durch die Perspektiven auf den Staatenbildungsprozess, die Logistik und die Fragen nach dem Rekrutierungswesen, dem Kriegsvölkerrecht sowie der außereuropäischen Dimension. Es ist ein gelungener Epochenüberblick über die Genese der Kriegführung in der Frühen Neuzeit.

Christian Jentzsch

Alexander Querengässer, Eine militärische Evolution. Militär und Kriegsführung in Europa 1300–1815, Berlin 2022. ISBN 978-3-963-60040-1, 328 S., 44,95 Euro

Militär und Industrialisierung

In Bayern ist er vor allem für den Bau der Wassersäulenmaschinen für die Soleleitungen im Salzbergbau bekannt – Georg von Reichenbach (1772–1826). Doch zu seinen Lebzeiten hatte sich der bayerische Artillerieoffizier v. a. mit der Perfektionierung von Feuerwaffen beschäftigt. Die Qualität der Rohre war gerade für die Leistungsfähigkeit der Artillerie und damit für die Schlagkraft des Militärs eines Staates von großer Bedeutung.

Dirk Götschmann vollzieht das Leben und Wirken Reichenbachs nach, ordnet ihn in die Geschichte des bayerischen Militärs und der industriellen Revolution in Europa ein. Innovationen in der Artillerietechnik kam hier eine Vorreiterrolle zu. So wurden Werkzeugmaschinen, die für den Bau verbesserter Geschütze nötig waren, auch für die Weiterentwicklung der Dampfmaschine als Sinnbild der beginnenden Industrialisierung eingesetzt. Ein Lesetipp, nicht nur für historisch interessierte Artilleristen.

Dennis Werberg

Dirk Götschmann, Georg von Reichenbach (1771–1826). Meister der Präzision, innovativer Militärtechniker und Wegbereiter der Industrialisierung in Bayern, Regensburg 2021. ISBN 978-3-7917-3216-9, 304 S., 39,95 Euro

27 Jahre deutsche Geschichte

Michael Wildt hat ausdrücklich keine Meistererzählung schreiben wollen. Vielmehr ist ihm eine vorzüglich geschriebene, methodisch facettenreiche und quellengesättigte »Geschichte von unten« gelungen, die in zwölf Kapiteln verschiedene Aspekte der deutschen Geschichte behandelt.

Mit 1918 beginnend – denn »vom November 1918 an schreibt sich die deutsche Geschichte neu« –, über die Krisenjahre der Weimarer Republik, der nationalsozialistischen Machteroberung, dem Holocaust und im Jahr 1945 mit Deutschlands Niederlage endend, verdeutlicht Wildt, warum er diese Zeit als unvermittelt und gewaltsam auseinanderbrechend, so die Definition des Verbs »zerbersten«, bewertet. Drei Kapitel ragen dabei heraus: Im vierten schreibt Wildt eine »Alltagsgeschichte der Diplomatie«, im fünften erzählt er einfühlsam von der Situation von People of Color im Deutschland der 20er Jahre und im sechsten schildert er anschaulich die weiblichen Arbeits- und Lebensverhältnisse um 1930.

Victor Marnetté

Michael Wildt, Zerborstene Zeit. Deutsche Geschichte 1918–1945, München 2022. ISBN 978-3-406-77660-1, 638 S., 32,00 Euro

Hitlers Herrschaft

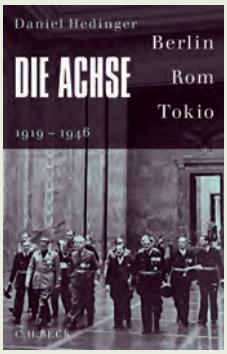
Ein weiteres Buch über Adolf Hitler? Ist über den Diktator nicht schon genug geschrieben worden? Zunächst einmal ist historische Forschung nie abgeschlossen. Zudem ist Reuths Buch auch keine weitere Hitler-Biografie oder eine Gesamtdarstellung der nationalsozialistischen Diktatur.

Der Wert des Buches liegt in seiner kompakten Analyse von Hitlers Herrschaft, die bekannte Aspekte neu hinterfragt: Was war der deutsche Antisemitismus? Wer und was ebnete Hitlers Aufstieg zur Macht? Was war der Nationalsozialismus? Was waren Hitlers Ziele? Was kennzeichnete seinen Krieg? Wie konnte es zum Völkermord an den Juden kommen? Und schließlich: Wie gehen die Deutschen mit der Erblast der nationalsozialistischen Vergangenheit um?

Reuth liefert nicht nur einen gut verständlichen Einstieg in die Grundzüge von Hitlers Herrschaft, er verdeutlicht zudem, dass diese nicht zwangsläufig aus der deutschen Geschichte herzuleiten war.

Chris Helmecke

Ralf Georg Reuth, Hitler. Zentrale Aspekte seiner Gewaltherrschaft, München 2021. ISBN 978-3-492-07047-8, 368 S., 22,00 Euro



Das faschistische Bündnis

1942 waren Deutschland, Italien und Japan auf dem Höhepunkt ihrer Expansion und es schien, als stünde eine neue Weltordnung bevor. Von diesem faschistischen Bündnis, der sogenannten Achse Berlin–Rom–Tokio, erzählt Hedingers Buch. Er blickt auf die verflochtene Geschichte aller drei Länder vom Ende des Ersten bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges und liefert eine Neubewertung der Achse als ein »folgenschweres und global ausgreifendes Gebilde«, dessen bündnispolitische Qualität in der Forschung bisher wenig beachtet wurde.

Die Achse, so Hedinger, war ein »Produkt wechselseitiger und kumulativer Radikalisierung« sowohl in ihrer geopolitischen Expansion als auch in ihrer Neuordnung der sozialen und kulturellen Ordnung. Die Geschichte der Achse ist mehr als nur eine Bündnisgeschichte: Sie betont die Globalität des Zweiten Weltkrieges, verweist auf dessen koloniale Kontexte und ist zugleich eine Globalgeschichte des Faschismus.

Chris Helmecke

Daniel Hedinger, Die Achse. Berlin–Rom–Tokio. 1919–1946, München 2021. ISBN 978-3-406-74153-1, 543 S., 29,95 Euro

Medien

Der Krieg der verlorenen Generation

Sommer 1916, seit zwei Jahren herrscht Krieg in Europa: Der Gymnasiast Paul Bäumer meldet sich wie die anderen Jungen seiner Schulklasse freiwillig zum Fronteinsatz. Kurz darauf findet er sich an der Westfront in Frankreich wieder. Was folgt, ist eine Tragödie von den Schrecken des Krieges: vom grausamen Kampf auf dem Schlachtfeld, vom verheerenden Einsatz moderner Waffen, vom brutalen Tod und von grausamen Verwundungen, vom elenden Leben in den Schützengräben, von Kameradschaft und Trauer sowie von extremen psychischen Schäden. Es ist die Geschichte einer »verlorenen Generation«, die, noch ohne eine Lebensperspektive entwickelt zu haben, propagandistisch verblendet mit Euphorie von der Schulbank in den Krieg als ein großes Abenteuer zog und dann zuhauf in der erbarmungslosen, entmenschlichten Kriegsmaschinerie umkam oder traumatisiert in die Heimat zurückkehrte – eine Generation, die vom Krieg zerstört wurde.

Der deutsche Schriftsteller Erich Maria Remarque (1898–1970), selbst ein Frontkämpfer des Ersten Weltkrieges, hatte den Roman 1928 unter dem Titel »Im Westen nichts Neues« verfasst. Er wurde sofort ein Bestseller und gilt heute als ein Klassiker der Weltliteratur, als *der* Antikriegsroman. Bereits 1930 erfolgte die erste Verfilmung des Stoffes durch den US-amerikanischen Regisseur Lewis Milestone, der ein ähnlicher Erfolg beschert war wie der literarischen Vorlage. Eine zweite, ebenfalls US-amerikanische Filmfassung von 1979 konnte trotz guter Kritiken nicht daran anknüpfen. Seit Herbst 2022 liegt nun erstmals eine deutsche Produktion vor.

Seiten des Original-Manuskriptes, Erich Maria Remarque-Friedenszentrum, Osnabrück.

Edward Bergers Adaption von Remarques Klassiker will dabei bewusst auch ein Gegenstück zu den angelsächsischen Kriegsfilmen der letzten Jahrzehnte bilden, die oftmals Heldengeschichten erzählten, Geschichten von Verteidigern, die angegriffen wurden, oder von Befreiern, welche die Rettung brachten. Die deutsche Perspektive soll explizit kein Heldenepos sein. Das wäre auch nicht nur fern des Romans, sondern insbesondere der historischen Realität, blickt man auf die deutsche Verantwortung für die beiden Weltkriege. Was allerdings real war, das war die Brutalität des Krieges mit ihren tragischen Folgen für die Soldaten. Der Film beginnt mit dem Tod und endet mit dem Tod. In drastischen, teils minutenlangen Gewaltszenen gelingt Berger eine greifbare Annäherung an den schonungslosen Kampf auf dem Schlachtfeld, auch wenn dieser wohl nie vollends filmisch zu fassen sein wird.

Die deutsche Neuverfilmung weicht stärker als ihre Vorgänger von der Romanvorlage ab. Sie verzichtet auf mehrere bekannte Szenen, wie etwa die Ausbildung oder den Heimaturlaub, und ergänzt an anderer Stelle neue. Berger wollte – was Remarque beim Schreiben noch nicht erleben, höchstens nur erahnen konnte – den Ersten Weltkrieg und seine Folgen auch als einen Teil der Vorgeschichte des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkrieges darstellen. Somit fügte er in die fiktive Erzählung einen historischen Nebenstrang um die Friedensverhandlungen von Compiègne als die Geburtsstunde der sogenannten Dolchstoßlegende ein.

Insgesamt ist Bergers »Im Westen nichts Neues« trotz inhaltlicher Abweichungen und gewisser Überinszenierungen eine äußert gelungene, weder anklagende noch heroisierende Adaption von Remarques weltberühmten Antikriegsroman.

Chris Helmecke

Im Westen nichts Neues, 2022, 148 Min., Netflix, Regie: Edward Berger

Ausstellungen

Berlin

Abenteuer am Nil. Preußen und die Ägyptologie 1842–45

Neues Museum
James-Simon-Galerie
Bodestraße 1–3
10178 Berlin
Tel.: 030 / 266 42 42 42
www.smb.museum
Bis 7. März 2023
Dienstag bis Mittwoch,
Freitag bis Sonntag
10.00 bis 18.00 Uhr
Donnerstag
10.00 bis 2.00 Uhr
Eintritt: 14,00 Euro
Ermäßigt: 7,00 Euro
Eintritt bis 18 Jahre frei

Roads Not Taken. Oder: Es hätte auch anders kommen können

Deutsches Historisches Museum
Pei-Bau
Hinter dem Gießhaus 3
10117 Berlin
Tel.: 0 30 / 20 30 47 50
www.dhm.de
Bis 24. November 2024
Täglich
10.00 bis 18.00 Uhr
Donnerstag
10.00 bis 20.00 Uhr
Eintritt: 8,00 Euro
Ermäßigt: 4,00 Euro
Eintritt bis 18 Jahre frei

Dresden

Fake. Die ganze Wahrheit

Deutsches Hygiene-Museum
Lingnerplatz 1
01069 Dresden
Tel.: 03 51 / 48 46 400
www.dhmd.de
Bis 5. März 2023
Dienstag bis Sonntag,
Feiertage
10.00 bis 18.00 Uhr
Eintritt: 10,00 Euro
Ermäßigt: 5,00 Euro
Familien: 15,00 Euro
Eintritt bis 16 Jahre frei

Frankfurt am Main

Auf die Barrikaden! Paulskirchenparlament und Revolution 1848/49 in Frankfurt

Institut für Stadtgeschichte
Karmeliterkloster
Münzgasse 9
60311 Frankfurt
Tel.: 0 69 / 21 23 84 25
www.stadtgeschichte-ffm.de
Bis 18. September 2023
täglich
11.00 bis 18.00 Uhr
Eintritt frei

Münster

Barbarossa – Die Kunst der Herrschaft

LWL-Museum für Kunst und Kultur
Domplatz 10
48143 Münster
Tel.: 02 51 / 59 07 201
www.lwl-museum-kunst-kultur.de
Bis 5. Februar 2023
Dienstag bis Sonntag
10.00 bis 18.00 Uhr
Eintritt: 9,00 Euro
Ermäßigt: 4,50 Euro
Eintritt bis 17 Jahre frei

Nürnberg

Rechtsterrorismus Verschwörung und Selbstermächtigung 1945 bis heute

Memorium Nürnberger Prozesse
Cube 600
Fürther Straße 104
90429 Nürnberg
Tel.: 09 11 / 23 12 86 14
www.museen.nuernberg.de
Bis 1. Oktober 2023
Mittwoch bis Montag
10.00 bis 18.00 Uhr
Eintritt: 6,00 Euro
Ermäßigt: 1,50 Euro

Holger Menzel

Der besondere Tipp

Heikle Mission in Kabul

Knapp 5000 Kilometer Luftlinie beträgt die Distanz zwischen Kabul und Berlin. Die Hauptstadt Afghanistans erscheint den meisten unendlich weit entfernt. Sie rückte jedoch auf einmal sehr nah, als die Bilder der teilweise chaotisch wirkenden Evakuierungsoperation im August 2021 durch Nachrichtensendungen und soziale Medien auch in den deutschen Wohnzimmern landeten.

Das crossmediale Rechercheprojekt »Der Fall von Kabul« von NDR und WDR unter der Leitung des langjährigen Afghanistan-Korrespondenten Christoph Heinzle hinterfragt, wie es hierzu kommen konnte. Die zweite Staffel der Podcast-Reihe »Killed in Action« widmet sich in vier Folgen den dramatischen Ereignissen am Kabuler Flughafen, fragt nach deren Ursachen und Folgen. Insgesamt bildet sie im Kern den Zeitraum von Frühjahr 2020 bis zum Jahresbeginn 2022 ab.

Das Format zeichnet sich durch die Verwendung zahlreicher Originaltöne aus, die den Zuhörenden mitten ins Geschehen versetzen. Etwa an die Seite von Brigadegeneral Jens Arlt, Leiter der Evakuierungsoperation: »Ich weiß nicht, was uns erwartet. Ich kann nicht garantieren, dass wir alle zurückkommen«, so die damalige Ansage an seine Soldatinnen und Soldaten. Ebenso schildern im Umfeld des Flughafens eingesetzte KSK-Soldaten ihre Erlebnisse. Die Spannung des Podcasts entsteht indes, da er die Hörer auf beide Seiten des Zauns mitnimmt. Während die Soldaten auf dem Flughafen mit einer völlig unübersichtlichen Lage und den brutalen Verhältnissen kämpfen, versuchen gefährdete Personen, sich zu ebendiesem Ort durchzukämpfen. Der Podcast begleitet das Schicksal der Frauenrechtlerin und jüngsten afghanischen Bürgermeisterin Zarifa Ghafari und von Osman Azimi, der als Ortskraft in Afghanistan für die deutsche Polizei gearbeitet hat. Ergänzt werden die sehr persönlichen Schilderungen durch die kühlen Analysen des Krisenstabes der Bundesregierung und Einblendungen aus Tagesschau-Sendungen, durch O-Töne von hochrangigen Diplomaten und Taliban.

Der Podcast-Serie gelingt es, die Komplexität des Geschehens nachzuzeichnen: Ohne eindeutige Urteile zu fällen, zeigt sie auf, wie unübersichtlich sich die Lage in Afghanistan gestaltete und welche hohe Emotionalität mit den Ereignissen um den Fall von Kabul für die Betroffenen einherging und weiterhin geht. Zugleich lässt der Podcast die Hörer mit offenen Fragen zurück: Waren die Einsätze in Afghanistan und die Evakuierungsoperation ein Erfolg oder war alles umsonst? Wer ist Sieger, wer Verlierer? Die Wertung der Befragten fällt sehr unterschiedlich aus. Diese Ambivalenzen ermöglichen es, sich eine eigene Meinung zu bilden über den Fall von Kabul, die ungewissen Zukunftsperspektiven sowohl von Geflüchteten wie Ghafari und Azimi als auch von den zurückgebliebenen Ortskräften.

Cornelia Juliane Grosse

Killed in Action – Der Fall von Kabul, NDR Info-Podcast, vier Folgen à 30–54 Min., 2022

Impressum

Herausgegeben
vom Zentrum für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr
durch Oberst Dr. Sven Lange
und Oberst Dr. Uwe Hartmann (V.i.S.d.P.)

Chefredakteurin:
Cornelia Juliane Grosse M.A.

Verantwortlich für die akt. Ausgabe:
Oberstleutnant Chris Helmecke M.A.

Redaktion:
Hauptmann Andreas Eichner M.A.
Oberstleutnant Chris Helmecke M.A.
Fregattenkapitän Dr. Christian Jentzsch
Oberstleutnant Dr. Harald Potempa
Oberstleutnant Dr. Klaus Storkmann
Dr. Henning de Vries
Major Dr. Dennis Werberg

Leiter Fachbereich Publikationen:
Dr. Christian Adam
Bildredaktion: Esther Geiger
Redaktionsassistenz: Cindy Dahlke
Lektorat: Björn Mielbrandt
Karte/Grafik: Dipl.-Ing. Bernd Nogli
Layout: Carola Klinke

Anschrift der Redaktion:
Redaktion »Militärgeschichte«
ZMSBw
Postfach 60 11 22, 14411 Potsdam
E-Mail: ZMSBwRedaktionMilGeschichte@bundeswehr.org
Homepage: www.zms.bundeswehr.de

© Titelbild: Bundeswehr/Kai-Axel Döpke

Manuskripte für die **Militärgeschichte** werden an obige Anschrift erbeten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird nicht gehaftet. Die Redaktion behält sich Änderungen von Beiträgen vor. Die Wiedergabe in Druckwerken oder Neuen Medien, auch auszugsweise, anderweitige Vervielfältigung sowie Übersetzung sind nur nach vorheriger schriftlicher Zustimmung erlaubt. Die Redaktion übernimmt keine Verantwortung für die Inhalte von in dieser Zeitschrift genannten Webseiten und deren Unterseiten.

Für das Jahresabonnement gilt aktuell ein Preis von 15,00 Euro inklusive Versandkosten (innerhalb Deutschlands). Die Hefte erscheinen in der Regel jeweils zum Ende eines Quartals. Die Kündigungsfrist beträgt sechs Wochen zum Ende des Bezugszeitraumes.

Ihre Bestellung richten Sie bitte an:
ZMSBw
z.Hd. Frau Christine Mauersberger
Postfach 60 11 22, 14471 Potsdam
Tel.: 0331/9714 599, Fax: 0331/9714 507
E-Mail: ChristineMauersberger@bundeswehr.org

© 2022 für alle Beiträge beim ZMSBw

Druck: Druckhaus Plagge GmbH
An der Feuerwache 7, 49716 Meppen
E-Mail: info@druckhaus-plagge.de

ISSN 0940-4163

Regionale Ausstellung Panzerpionierbataillon 803

Elb-Havel-Kaserne Havelberg

Panzerpioniere führen schweres Gerät ins Gefecht. Mit gepanzerten Spezialfahrzeugen, Waffensystemen und vielerlei Hardware gelten sie als einer der vielseitigsten Truppenteile der Bundeswehr. Sie räumen Kampfmittel, überwinden Sperren sowie Hindernisse im Gelände und errichten Infrastrukturen. Mit diesem Fähigkeitsprofil helfen sie auch bei Naturkatastrophen wie Hochwasser oder Waldbränden und unterstützen mit ihren Spezialfähigkeiten die Bevölkerung im In- und Ausland.

Bundeswehr/Martin Amelung

Unter dem Titel »Brücken schlagen« zeigt das Panzerpionierbataillon 803 aus Havelberg eindrücklich sein Können. Großgeräte, Objekte aus den Einsätzen, Fotos und Videos geben Einblicke in die Aufgaben und Einsatzrealitäten der Panzerpioniere. Der Nachbau eines Feldlagers vermittelt ein Gefühl für den Dienstalltag sowie das Leben im Einsatz.

Bundeswehr/Martin Amelung

Bundeswehr/Martin Amelung

Bundeswehr/Martin Amelung

Elb-Havel-Kaserne
Wilsnacker Straße 50
39539 Havelberg
03 93 87 / 20 – 2090
RegionalausstellungHavelberg@bundeswehr.org
http://www.regionalausstellung-havelberg.de

Informationen zu den Sammlungen der Bundeswehr erhalten Sie unter: ZMSBwMuseumswesen@bundeswehr.org

Publikationen des ZMSBw

Martin Kröger
Der Erste Weltkrieg im Nahen Osten
Stuttgart: Reclam 2022 (= Kriege der Moderne),
160 Seiten, 17,95 Euro,
ISBN 978-3-15-011422-3

Niklas van Alst
Geostrategische Kulturen und die Konstruktion des Cyberraumes
Berlin 2022 (= Sozialwissenschaftliche Studien des ZMSBw, 25),
450 Seiten, 51,00 Euro
ISBN 978-3-8305-5502-5

ANGELESEN. Das Buchjournal des ZMSBw

Das Afghanistan-Tagebuch »Hier ist Krieg!«

»Angelesen – Das Buchjournal des ZMSBw« stellt in einer Folge das Tagebuch von Markus Götz »Hier ist Krieg!« vor.
Das Buch erschien 2021 in der Buchreihe »Bundeswehr im Einsatz«.